



Klaus Peter Schmitz

UT DÄ BLAGENTIED



Erlebnisse, Bilder und
Kindheitserinnerungen
aus den fünfziger Jahren

Dieses Buch
widme ich meinen
Enkelkindern

Johanna
Franziska
Katharina

Klaus Peter Schmitz

UT DÄ BLAGENTIED

Erlebnisse, Bilder und
Kindheitserinnerungen
aus den fünfziger Jahren

Impressum

Copyright 2014
by Klaus Peter Schmitz

Nachdruck und Ablichtungen des
Schrift - und Bildmaterials, auch in
Auszügen, nur mit besonderer
Genehmigung des Autors

1. Auflage Sommer 2014

Autor

Klaus Peter Schmitz

Fotos

Schwelmer Stadtarchiv
Archiv der Propstei St. Marien Schwelm
Foto Schneider Schwelm
Dr. Rainhard Küper
Klaus Peter Schmitz

Satz, Layout und Bildbearbeitung

Klaus Peter Schmitz

Ut dä Blagentied - Inhaltsverzeichnis

	Vorwort	7
1	Ut dä Blagentied - Die alte Bahnhofstraße	9
2	Von einem einäugigen Teddy und meiner allerliebsten Oma, oder was ich einst so richtig gerne hatte ...	16
3	Von Löwenzahn, Windeiern und Hühnern ohne Kopf	20
4	Der schwarze Soldat	23
5	Hamsterfahrt	26
6	Der alte Flugzeugfriedhof	29
7	Das alte Totenhäuschen	32
8	Der Totenkopf vom alten Friedhof	35
9	Der Stutenkerl	39
10	Vorweihnachtszeit	43
	Schwelmer Bilder aus den fünfziger Jahren	48
11	Rauchversuche	65
12	Vom Zauberstößchen und der überflüssigsten Sache der Welt	68
13	Die Schatzsuche oder warum die Schwelme Kürtelbecke heißt	72
14	Dreiunddreißig Liebesperlen	77
15	Das neue Radio	80
16	Von einer Munitionssuche und einer zerschossenen Werkstattwand	84
17	Der Kohlentransport	88
18	Von einer Geisterbahn, einer Raupe und einer Losbude	92
19	Von Knallkorkenpistolen, einer Boxbude oder wie wir Günter gerettet haben	97
20	Warmes Brot	102
21	Als die Kirche gesprengt wurde	107
22	Erläuterungen	110

VORWORT

Anfangs konnten es die Menschen nicht begreifen, dass der Krieg endlich zu Ende war. Die schrecklichen Jahre der Angst, der Verzweiflung, mit Lebensmittel- und Textilmangel, all das wollte so gar nicht aus ihrem Gedächtnis weichen. Doch diese Zeit nach dem Kriege prägte unsere Kindheit.

Viele Teile in unserer Stadt, vor allem die der oberen Bahnhofstraße, die bei einem der schwersten Luftangriffe am 3. März 1945 total zerstört wurden, lagen noch immer in Schutt und Asche.

Dennoch wuchsen wir Kinder zwischen Trümmern und Wiederaufbau halbwegs - trotz bescheidenen Verhältnissen - unbeschwert auf.

Langsam ging es wieder bergauf. Viele von uns kamen zu dieser Zeit in die Schule und lernten noch den „Genuss“ der Schulspeisung kennen.

„Ut dä Blagentied“ erzählt in kurzen „Histörchen“ die Erlebnisse des Autors und seiner Freunde, die in den fünfziger Jahren an und in der Nähe der Bahnhofstraße lebten und groß wurden.

Ihre Abenteuer und Episoden

spielen in Schwelm, einer kleinen Stadt am Rande des südlichen Ruhrgebiets. Hier erlebten sie alle, fernab jeglicher Erwachsenenaufsicht, eine grenzenlose Freiheit, von der heute noch alle behaupten, dass diese Freiheit einmalig war.

Wir hatten einen alten Friedhof als Spielplatz auserkoren, dort war eine Baumbude die absolute Krönung. Wir durchsuchten die Trümmer und Ruinen unserer Stadt nach „wertvollen Schätzen“, erforschten alles, was uns unbekannt erschien und empfanden die Schule als absolut überflüssig.

Die alles beherrschende Frage für uns Kinder aber war: „Wie stille ich meinen Hunger und wie kommen wir am Leichtesten an Süßigkeiten.“

Dass diese Frage in all unserem Handeln und Tun allgegenwärtig war, ich glaube, das kann sich heute kaum noch einer vorstellen.

Ich wünsche Ihnen nun viel Spaß und ab und zu ein kleines Schmunzeln über unsere Abenteuer „Ut dä Blagentied“.

Ihr

Klaus Peter Schmitz



**Sieben Freunde, die
durch „Dick und
Dünn“ gingen:**
Von oben links:
Volker, Jürgen, Martin,
Mitte:
Hermann, Rolf, Udo,
Unten: Klaus Peter

Ut dä Blagentied - die alte Bahnhofstraße

In den Jahren nach dem 2. Weltkrieg hatte die Bahnhofstraße noch ein ganz anderes Gesicht als heute. Auch das „Hier Leben“ war damals ein anderes, es verlief alles irgendwie ruhiger, vertrauter und gemütlicher - trotz der entbehrungsreichen Nachkriegszeit!

Es lag sicherlich nicht nur an den alten Häusern. Obwohl ein Teil von ihnen durch Bomben arg beschädigt waren, hatte sich die Gegend doch nicht wesentlich verändert. Wie seit Jahrzehnten schnauften noch die Pferdegespanne der Spedition Peine die Bahnhofstraße herauf.

Vielleicht lag es aber auch an den wenigen Autos, die die Bahnhofstraße befuhren. Es gab noch keine Busse, selten ratterte ein Lastwagen über die Pflastersteine.

Was für uns Kinder aber am allerbesten war, es war kein Erwachsener da, der uns beim Spielen im Weg gestanden hätte. Die hatten mit sich selbst genug zu tun!

Zu dieser Zeit gab es für uns Kinder nur zwei Verbote: „Klettert nicht in den Trümmergrundstücken herum, und mit gefundener Munition spielt man nicht!“ Doch das Verbotene reizte. (siehe Kapitel: „Von einer unerlaubten Munitionssuche und einer zerschossenen Werkstattwand“)

Erst aber einmal möchte ich unsere Straße mit ihren Häusern, Menschen und Geschäften beschreiben, damit sich ein jeder unser Stadtviertel „Aechte de Muer“ (hinter der Stadtmauer) vorstellen kann.

Gegenüber unserem Wohnhaus in der Bahnhofstraße 39 stand Müchlers Bau. Es war ein altes ausgebombtes Fachwerkhaus, in

der früher eine Gaststätte etabliert war. Eigentlich stand nur noch die Fassade, denn man konnte vom Erdgeschoß aus durch das Dach hindurch in den Himmel schauen. Die Bomben hatten das Innere des Hauses vernichtet, und alles, was nicht „niet- und nagelfest“ war, zerstört. Nur die Deckenbalken hielten noch das Äußere zusammen.

Unterhalb von Müchlers wohnten Küpers, deren Haus durch eine Luftmine völlig zerstört worden war. Die schweren Bomben am 2. Dezember 1944 hatten mit ihrer Sprengkraft von diesem Hause nichts mehr übriggelassen. Dreißig Anwohner waren unter den Trümmern der zusammen fallenden Hauswände verschüttet worden. Wie durch ein Wunder wurden alle unverletzt geborgen. Schon Anfang 1947 hatten Küpers das Erdgeschoss ihres zerbombtes Hauses wieder aufgebaut und handelten wieder mit Besen, Kernseife und Handwaschpaste.

Neben Küpers, ein wenig die Bahnhofstraße herunter, befand sich seit Urgedenken ein kleines, unbebautes Grundstück. Hier errichtete 1948 der Milchhändler Habermann eine Notbaracke. Sie war klein und unscheinbar, aber für uns Anwohner unschätzbare wertvoll, konnten wir dort doch bald wieder alle Waren des täglichen Lebens erwerben.

Habermanns Tochter Erika verkaufte hier an einer besonderen Theke Milch, die sie uns mit einer Schöpfkelle aus einer großen Milchkanne in eine kleine mitgebrachte Kanne umfüllte. Es gab zwei Sorten: Magermilch und Vollmilch.

Besonders gerne kaufte ich dort mit Mutter Sanella-Margarine ein. Nicht, dass die Qualität dieser Margarine etwas ganz besonderes gewesen wäre, sicherlich nicht, doch nur nach dem Einkauf einer Packung Sanella gab es Einklebebilder für die Sammelbände aus fremden Ländern - und die Bilder durfte man sich noch aussuchen!

Weiter die Bahnhofstraße herunter hatte der Klempner und Installateur Brocke seinen Betrieb. Seine Werkstatt erreichte man durch einen schmalen Löwen, der in einem großen Innenhof

mündete. Gut, dass es diese Firma gab, denn die Installateure brauchten wir regelmäßig jeden Winter, wenn der Frost die Wasserleitung in unseren Haus wieder einmal eingefroren hatte. Übrigens: Heizungen gab es nur in den allerwenigsten Häusern. Die meisten Bewohner in der Bahnhofstraße hatten wie wir Dauerbrandöfen oder noch die Küchenherde mit einer mit Silberbronze getönte Ofenpfeife. Sie wurden mit Holz, Kohle oder Briquets bestückt.

Weiter in der unteren Bahnhofstraße – gegenüber dem alten Totenhäuschen auf dem evangelischen Friedhof - hatten Daums ihre Kragenplättere. Zu ihnen brachte ich zu jener Zeit jede Woche Opas Kragen und Manschetten - zum Waschen und Stärken!

Als vorletzte Häuser auf der linken Seite der Bahnhofstraße standen das Haus von Frau Droste (direkt neben dem Friedhof) und, mit einem Vorhof versehen, das Haus von Oma und Opa Rose. Opa Rose war Wagenbauer und Schmied. In seiner Schmiede beschlug er nebenbei noch so ab und zu ein Pferd. Zu Frau Rose brachten wir immer alle Essensreste, da sie sich im Hof ein Schwein hielt.

Weiter die Bahnhofstraße hinauf war im Hause des Anstreichermeisters Neuhoft das Textilgeschäft Uhlenkott untergebracht. Hier konnten schon damals u.a. Mäntel, Anzüge und auch Kleider aus einem Katalog ausgesucht und bestellt werden. In einer kleinen Werkstatt im Hinterhof war die Schreinerei Freudenberg untergebracht, die auch Möbel herstellte.

Nach dem Haus Bahnhofstraße 45, in dem mein Großvater Elektromeister Paul Wagner bis 1935 Elektrowerkstatt und Lampengeschäft hatte, schloss sich vom alten Kirchweg getrennt, das Haus mit der Gaststätte des Willi Frese an. Frese war, wie Habermann gegenüber, ein ehemaliger Milchbauer und hatte zusätzlich hier noch in den dreißiger Jahren eine Gaststätte eröffnet. Bei ihm, - aber nur weil er mich kannte - durfte ich für meinen Opa zu besonderen Anlässen einen Krug Bier holen.

Nicht vergessen will ich die drei alten Damen in unserem jetzi -

gen Nebenhaus. Die eine, Frau Blagnis, bestritt ihren Lebensunterhalt mit ihrem Fotogeschäft (Atelier) und die anderen zwei, Frau Drescher und Frau Bernhard mit „Haare machen“.

Wenn meine Oma zu einem besonderen Anlass ihre Haare richten ließ, ging sie zu Frau Drescher, die mit aufgeheizten, eisernen Haarzangen Locken in ihre Haare „ondulierte“.

Im Hause darüber, Bahnhofstraße 39, wurde ich geboren. Das Haus kauften meine Großeltern Adele und Paul Wagner nach 1935 von dem Geschäftsmann Eickhof und zogen hier mit ihrem Elektroladen und Werkstatt ein.

Oberhalb von uns hatte Rudolf Wienand sein Haus mit einer kleinen Tankstelle. Sein Öl- und Karbidlager sollte uns Kindern noch erheblichen Ärger bereiten.

Wenn ich aus dem Fenster blickte, lag schräg gegenüber die Bismarckstraße. Hier in der Bäckerei Jürgensmeyer gab es Brot und Schokolade und Bonbons - und, was ganz wichtig war, Matschhörnchen mit Negerpüppchen drin. 50 m weiter verkaufte der alte Bahr Rehe, Hirsche, Wildschweine und Hasen, die er selber erlegt hatte und in kalten Wintertagen an schweren Haken vor dem Laden aufhängte. Oma kaufte dort immer das Hasenklein, aus dem sie dann Sylvester traditionsgemäß Hasenpfeffer machte.

Die ganze Bahnhofstraße war mit Grauwackersteinen gepflastert, und auf der rechten unteren Bahnhofstraße standen noch elf große alte Bäume, die den Krieg unbeschadet überstanden hatten.

Aber das Wichtigste war nicht das Aussehen unserer Straße und deren Geschäfte, nein, das Wichtigste war das Leben in der Bahnhofstraße mit ihren Anwohnern.

Es war damals so, dass überall in den Häusern die Menschen noch recht eng zusammen lebten, so wie wir auch. Und die Familien, denen das Geschäft unten (im Haus) gehörte, bewohnten die darüber liegende Etage.

Wie gesagt, auch wir hatten hier zu dieser Zeit einen Laden,

und wohnten wie selbstverständlich auf der ersten Etage darüber mit mehreren Generationen zusammen . Und da lebten:

Der Uropa, Opa und Oma, - letztere war für mich wie eine zweite Mutter, - meine Tante und meine Eltern – und ich natürlich! Woanders in der Straße war das ähnlich.

Das Schönste in den Nachkriegsjahren war die Tatsache, dass es hier sehr viele Kinder gab, mit denen man spielen konnte. Wir waren mehr als 20 Nachbarskinder, Jungen und Mädchen! Und wir konnten wirklich in und auf der Bahnhofstraße spielen, auch wenn sich das heute viele nicht mehr vorstellen können.

Wir oft haben wir "Verstecken" gespielt und verkrochen uns in Hinterhöfen und in den Kellern der zerstörten Häuser. Das dabei nichts passiert ist!

Ich weiß es noch so wie gestern, dass ich mich beim Verstecken spielen bei Habermanns hinter der Ladentheke und bei Frese im Bierkeller verkrochen hatte. Keiner nahm daran Anstoß. Das war aber nur möglich, weil wir Kinder in der ganzen Gegend von klein an zuhause und jedem bekannt waren, denn unsere Großeltern wohnten teilweise schon recht lange hier - in *unserer* Straße.

Was mich betraf, so war ich eben, und das auch noch Jahre lang danach, "der Junge von Wagners". Das war einerseits ganz gut, denn ob meines „Bekanntheitsgrades“ fiel oftmals ein Apfel oder ein Bonbon für mich ab, andererseits aber auch schlecht, denn wenn ich einmal etwas Verbotenes tat, hatte man mich sofort am Wickel.

1951 bekam ich meinen ersten Tretroller. Mit dem konnten wir fahren, wenn wir wollten, den ganzen Tag. Im Winter liefen wir Schlittschuhe – und das mitten auf der Bahnhofstraße. Wir brauchten auch auf kein Auto aufzupassen, die Autofahrer passeten auf uns auf. ... und wenn die Pferde von Peine mit ihren schweren Möbelwagen die Straße hoch dampften, standen wir schon mit Dreckschüppe und Besen bereit, ihre „Perdeköttel“ für Opas Tabak im Garten als Dünger aufzufegen.

Gegen Abend, wenn auf der Bahnhofstraße kein Betrieb mehr

war, spielten wir zum Abschluss des Tages auf der großen Kreuzung Fußball gegen die Bismarck- oder Döinghauser Straße. Dabei diente je ein Ziegelstein als Torbegrenzung.

Kam wirklich noch einmal ein Auto vorbei, dann nahmen wir die Ziegelsteine, bis es vorbeigefahren war, kurz `mal weg, um dann wieder weiter zu spielen. - Ach übrigens, gegen die Döinghauser Straße gewannen wir fast immer, nur mit der oberen Bahnhofstraße hatten wir so unsere Probleme!

Aber auch das war eine Tatsache. Trotz Trümmer und Schutt war unsere Straße damals bei weitem nicht so schmutzig wie heute, denn jeder kehrte – und das war selbstverständlich - vor seiner Türe morgens oder abends den Unrat und Schmutz weg. Und wenn man das nicht tat, dann machten einen die Nachbarn schon darauf aufmerksam.

Sehr oft haben wir auch auf dem alten Friedhof hinter der Bahnhofstraße, heute Parkanlage, gespielt. Hier konnten wir nach Herzenslust auf die Bäume klettern, spielten Indianer und Cowboy, bastelten uns Flitzebogen und Schilde und tobten solange herum, bis die Mutter von Schüngels, die hatten sieben Kinder und wohnte im Hinterhaus einige Häuser unter uns, kurz vor dem Dunkel werden rief: „ Alles, was Schüngel heißt, reinkommen!“ – Dann wurde es auch für uns Zeit, nach Hause zu gehen.

Freilich, erwischen lassen durften wir uns auf dem alten Friedhof aber nicht . Als der Park noch als Friedhof benutzt wurde, da gab es nämlich den Friedhofswärter Karl Müller, der uns Kinder verjagte, weil man auf einem Friedhof eben kein „Gedöhne“ machte ...

In diesem Zusammenhang fällt mir noch ein: Wenn in der Nachbarschaft jemand gestorben war, hingen die Angehörigen einen Trauerflor an die Haustür. Dann setzten wir unser lautes Spielen und Plappern um einige Nuancen herab.

Anfang bis Mitte der fünfziger Jahre wurden die Häuser in der oberen Bahnhofstraße nach und nach wieder aufgebaut, und wir Kinder halfen tüchtig mit.

Wie eifrig waren wir Kinder bei der Sache, wenn wir damals mit einem alten und kleinen Leiterwagen Steine, die wir in Müchlers zerstörtem Haus aus den Wänden schlugen, vom Mörtel befreit zu den Baustellen in der Bahnhof- und Hauptstraße bringen konnten.

Nun hoffe ich, dass ich Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, ein bisschen von dem vermitteln konnte, wie das „so früher war in unserer Bahnhofstrasse“ und wie es nach dem Kriege hier aussah.

Als Abschluss sei noch bemerkt, dass es für uns Kinder die schönste, sorgloseste und unbeschwerteste Zeit unseres Lebens war. Dass man nicht viel hatte, oftmals auch Kohldampf schob, meistens nur alte und geflickte Klamotten anhatte – was soll es.

Übrigens - ich habe nie das Gefühl gehabt, etwas entbehrt oder vermisst zu haben - im Gegenteil !

2

Von einem Teddybär und meiner allerliebsten Oma ... oder was ich einst so richtig gerne hatte.

Denke ich zurück an meine frühe Kindheit, so denke ich zuerst an meinen Teddybär Buba. Er hatte zwar ein Loch in der rechten Tatze, nur noch ein Auge und ein ganz abgeschabtes Fell, aber er war immer bei mir. Er war mein stetiger Begleiter und Beschützer. Auch konnte ich ihm all das sagen, was ich wollte, da die Großen die Probleme eines fünfjährigen Jungen so wie so nicht verstanden.

Die Großen hatten grundsätzlich immer etwas ganz anderes im Sinn. Buba gab mir nie so doofe Antworten wie sie - er war mein Seelentröster und schlief jede Nacht in meinem Bett.

Mit Buba konnte ich träumen und eintauchen in alle kindlichen Phantasien. Wir flogen mit den Vögeln zur Sonne, wir kämpften gegen Max den Gartenzwerg und naschten am Knusperhaus, dass bei uns am Neumarkt stand. Wir träumten in allen Farben, unsere Phantasie war grenzenlos. - Deswegen beeilte ich mich immer mit dem Zähneputzen, um so schnell wie möglich mit Buba unter meine Kuschelecke zu kriechen.

Dann mochte ich Seifenblasen, die schillerten in allen Farben. Als in Schwelm zum ersten Mal wieder Kirmes war, kaufte Opa mir welche. Was eine Freude! Die ließ ich dann den ganzen Tag überall fliegen. Wenn man durch die Seifenblasen hindurch in die Sonne guckte, dann sah man einen wunderschönen Regenbogen. „Den könnte es auch immer geben, denn dann wäre der Himmel viel bunter“, dachte ich. Süßigkeiten waren in dieser Zeit eine Seltenheit und heiß begehrt. Die gab es meistens nur zu Ostern oder zu Weihnachten.

Ostern waren die Großen aber dann ganz schön gemein. Sie verstecken die köstlichen Süßigkeiten in unserem großen Gar -

Ten. Mit Sicherheit waren sie froh, wenn ich sie nicht alle fand, da sie bestimmt auch welche haben wollten - sonst hätten sie sie ja nicht verstecken brauchen! Aber warum gab es Süßigkeiten nur zu Ostern und zu Weihnachten? Eigentlich hätte ich sie gerne das ganze Jahr über gehabt.

Montags waren die Großen immer furchtbar langweilig. Sie hatten dann nie Zeit und mussten tausend Sachen erledigen. Mama war an diesem Tag meistens unten in der Waschküche. Da ging ich nicht gerne rein, weil dort alles so nebelig und nass war.

Aber dafür freute ich mich immer auf die Dienstage, denn dann kam Tante Anni. Tante Anni machte immer alles bei uns sauber und bohnerte den Fußboden. Dann durfte ich mich auf den Bohnerbesen setzen und der Boden wurde besonders blank. Später in der Schule roch es auch so nach Bohnerwachs, wie bei uns in der Küche. Doch da hat mich niemand auf dem Besen hin und her geschoben.

Gerne hatte ich natürlich auch meinen Geburtstag, den ich immer zweimal feiern durfte. Einmal im März, an dem Tag, als ich geboren wurde und dann am 29. Juni. Das war mein Namenstag. Opa hatte dann auch Namenstag. „Peter und Paul“ war bei uns ein ganz besonderer Tag, denn dann brauchte ich nicht in den Kindergarten und später auch nicht in die Schule.

Morgens gingen wir gemeinsam in die Kirche, und nachmittags kamen dann alle Nachbarkinder. Wir spielten: „Dreht euch nicht um, der Plumpsack geht rum“ oder „Der Kaiser schickt seine Soldaten aus“! Meistens schickten wir Udo. Der war der Beste!

Abends kamen ganz viele Erwachsene und Mutter machte eine Bowle. Auch Tante Friedel kam. Tante Friede! mochte ich besonders, denn sie duftete so toll nach Vanille. Sie hatte in der Prinzenstraße einen super großen Garten mit einer alten Garage darauf. Eigentlich war es ja absolut verboten in die Garage zu gehen, aber durch das matte Licht der verschmierten Scheiben sah alles so abenteuerlich und unheimlich aus. Phänomenal spannend da drinnen, allein schon wegen des alten Autos.

Am Heiligen Abend war ich immer ganz schön kribbelig. Oma

und Opa, Tante und Onkel, Mama und Papa, meine Cousinen und ich saßen dann erwartungsvoll und schon ganz aufgeregt in der Küche. Dort stand auch unser altes Radio, aus dem die ersten Weihnachtslieder erklangen. Zwischendurch wurden ganz viele Grüße an die Seeleute auf den Weltmeeren gesendet, die nicht zu Hause sein konnten. Mama wurde dann immer ein bisschen traurig. Opa las noch ein, zwei Seiten in der Zeitung, Oma musste noch ganz dringend etwas machen, und wir Kinder spielten Schwarze Peter oder Mensch ärgere Dich nicht.

Um 18.00 Uhr klingelte Opa dann mit einer kleinen Glocke. Nun ging es in das Weihnachtszimmer.

Eine Frage stellte sich mir jedes Jahr aufs Neue:

„Wer stellte eigentlich den Weihnachtsbaum auf, machte die Kerzen im Baum an und wer brachte uns letztlich die Geschenke und Weihnachtsteller?“

Wie sehr ich auch aufpasste, das Christkind erwischte ich nie. Es sollte noch Jahre dauern, bis ich diesem Geheimnis auf die Spur kam.

Anfang der fünfziger Jahre bekam ich meinen ersten Hecker - Tretrroller mit verchromten Lenker, Alutrittwippe und Vollgummireifen. Es war der tollste und schnellste, den es überhaupt gab - bis ich zum ersten Mal Dirk mit seinem Roller traf. Gegen einen Roller mit Ballonräder hatte meiner keine Chance mehr. Aber ich war nicht traurig deswegen, nur ein bisschen neidisch.

Dann kam der Tag, an dem Mama mir meine ersten Kniestrümpfe strickte und mir eine Lederhose kaufte. Mein Gott, was war ich stolz. Endlich brauchte ich das verhasste Leibchen mit diesen fiesen Strumpfbändern und den braunen Strümpfen nicht mehr anzuziehen. Die Kniestrümpfe juckten zwar ganz gehörig, aber ich hätte mir eher die Zunge abgebissen, bevor ich etwas gesagt hätte!

Am allerliebsten aber hatte ich meine Oma. Wenn einmal wieder die Fenster im Schlafzimmer zugefroren waren, durfte ich zu ihr ins Bett unter die warme Federdecke kriechen. Diese war vorher mit zwei heißen Wärmflaschen und einigen vorgewärmten Scha-

mottesteinen angewärmt worden. Es war so schön muckelig, dass ich heute noch diese Wärme spüre. Selten habe ich mich in meinem Leben wieder so behütet und beschützt gefühlt wie damals bei ihr, denn Oma konnte ich alles erzählen, Oma verstand alles, Oma wusste alles und Oma schimpfte nie!

Weil ich Oma am Allerliebsten hatte, erzählte ich ihr eines Tages mein größtes Geheimnis. Wenn das ein anderer erfahren hätte, dann wäre ich ganz schön wütend geworden. Sie musste mir deshalb ihr riesengroßes Räuberhauptmannehrenwort geben, dass sie es nicht weiter erzählte:

„Das Mädchen, das erst vor drei Wochen unter uns in das schwarze Schieferhaus in unserer Straße eingezogen war, das mochte ich so sehr gerne, dass ich ihr meinen Tretroller geliehen hatte. Nur als es darum ging, meine letzten Bonbons von Ostern mit ihr zu teilen, habe ich mir mein „sie so gerne haben“ noch einmal reiflich überlegt! ... und das, das kann doch wohl jeder verstehen, oder?“

3

Von Löwenzahn, Windeiern und Hühnern ohne Kopf

Vor ein paar Wochen hatten wir ja noch zum Verfüttern an unsere Hühner eine alte Milchkanne voll mit Körnern bekommen. Schluss damit, er hätte selber nichts mehr, knurrte der Bauer unter der 13 Bogen Brücke Oma an, und er änderte auch seine Haltung nicht, als wir ihm sagten, dass wir dann alle unsere Hühner schlachten müssten - und ausgerechnet jetzt stand Ostern vor der Tür!

Da war guter Rat teuer. Schlachteten wir die Hühner, hatten wir zwar einen Festschmaus, aber keine Hühner mehr. Hatten wir keine Hühner – gab es keine Eier mehr und ohne Eier konnte man doch nicht Ostern feiern, oder?

Die Erwachsenen beschlossen nach langem Lamentieren, die Hühner erst einmal nicht zu schlachten.

„Versuchen wir es doch einmal, die Hühner mit Löwenzahn zu füttern, den gibt es überall und vor allem zu dieser Jahreszeit“, meinte meine Oma. Als Frau der Tat holte sie aus dem Keller einen alten Kartoffelsack und machte sich auf den Weg, um in den nahe gelegenen Wiesen Löwenzahn auszustechen. Ich ging natürlich mit.

Zuerst suchten wir auf den alten Friedhof. Nichts - von Löwenzahn keine Spur! Weiter die Döinghauserstraße herunter zum Bahndamm. Nichts - von Löwenzahn keine Spur! Weiter zur großen Wiese hinter dem Bahntunnel. Nichts - von Löwenzahn keine Spur!

Oma und ich verstanden die Welt nicht mehr. Bei uns im Garten wucherte der Löwenzahn und war aus unserer Bleiche nicht rauszubekommen, und hier? ... nichts!

Unser Blick ging hin zur Schwelme. Da sahen wir sie. Es waren bestimmt 20 – 30 Personen mit Säcken und kleinen Bollerwagen, und was machten sie: Löwenzahn stechen. Auch sie brauchten ihn, entweder zum Löwenzahnsalat oder wie wir als Futter. Als Oma mit ihnen sprach, erfuhr sie, dass auch sie in ihren Gärten ein paar Hühner oder anderes Kleingetier hielten.

Es verging nicht einmal eine Woche – dann gab es auch hier, sowie auf fast allen anderen Wiesen, keinen Löwenzahn mehr.

Die Folgen für unsere Hühner, so meinten wir, waren dann gelegte Eier ohne Schale. Die Erwachsenen nannten sie Windeier.

Nun war wieder guter Rat teuer. Wir suchten nun nach anderen Futterquellen. Oma fiel ein, dass einmal irgendeiner gesagt hatte, dass Maikäfer nicht nur eine Delikatesse für Hühner wären, sondern auch wieder für Hühnerschalen sorgten. Um daran zu kommen, das sollte doch problemlos sein, denn in diesem Jahr hatten sich die Maikäfer zu einer echten Plage entwickelt.

So machte ich mich mit fünf anderen Jungs aus der Nachbarschaft und mit drei alten Zigarrenkisten unter dem Arm auf in den Döinghauser Spring.

Normalerweise war der Wald menschenleer – und jetzt? Ich weiß nicht mehr, wie viele Menschen dort waren, um Maikäfer zu suchen und auch gleichzeitig Brennholz zu sammeln. So beschränkte sich unsere Ausbeute gerade einmal auf 7 Maikäfer. Das Schlimmste aber war, dass die Hühner nach ihrem Verzehr immer noch Windeier legten.

Das Schicksal unserer Hühner war damit besiegelt. Wir retteten sie zwar noch über das Osterfest, aber dann hatte ihre letzte Stunde geschlagen. Die ersten zehn Hühner wurden einige Wochen danach von unserem Mieter bei uns im Keller geschlachtet.

Vater und Opa konnten es leider nicht selber machen, da sie just an diesem Tage etwas ganz Wichtiges erledigen mussten. In Wirklichkeit, und das habe ich erst später erfahren, waren sie zu feige, um im Keller Hühner zu schlachten - und Blut konnten sie auch nicht sehen !

Was hatte ich eine Wut, dass ich trotz allem Bitten und Flehen beim Hühnerschlachten nicht zusehen durfte. Dafür bekam ich aber eine der Hühnerkrallen ab. Fein säuberlich gewaschen, habe ich sie dann mit in die Schule genommen.

Die Kralle war die Sensation überhaupt. Hielt man sie nämlich mit der einen Hand fest und zog mit der anderen Hand an der hinten heraus schauenden Sehne, dann ging die Kralle auf und zu, als wenn sie noch leben würde. Und damit konnte man so toll die Mädchen erschrecken.

Zu dieser Zeit habe ich auch zum ersten Male Huhn gegessen. Ich gereiche mir das heute noch zur Ehre, dass ich ein Böllchen essen durfte. Was für eine Köstlichkeit. Die restlichen Hühner wurden von den Knochen befreit und eingekocht. Aus den Resten kreierte Oma eine tolle Hühnersuppe.

Ein paar Wochen später wurden dann im Keller die restlichen Hühner geschlachtet. Diesmal, das hatte ich mir fest vorgenommen, musste ich das einfach sehen.

So schlich ich mich leise die Treppenhaustreppe herunter zur Kellertür. Gerade, als unser Mieter dem einen Huhn den Kopf abschlug, öffnete ich sie,

Das knarrende Öffnungsgeräusch hatte wohl irgendwie unseren Mieter abgelenkt, denn er ließ es abrupt los. So konnte das Huhn, blutend und ohne Kopf, mir auf der Kellertreppe entgegen flattern. Mit einem dumpfen "platsch" fiel es dann vor mir nieder. Es zuckte noch einmal mit den Flügeln – dann war es wohl tot.

Aber das habe ich nicht mehr richtig mitbekommen. Starr vor Angst und von diesem Schrecken kaum noch zu beruhigen, habe ich das halbe Haus zusammen geschrien. Seitdem war für mich als Kind die Höchststrafe für Ungehorsam, wenn Mutter sagte: „Gehorche, sonst sperr ich Dich in den Keller.“

Sie hat mich zwar nie in den Keller gesperrt, aber ein sehr ungu-tes Gefühl mit Gänsehaut hatte ich noch Jahre lang danach, wenn ich alleine etwas aus dem Keller holen sollte.

Das hatte ich nun davon!

4

Der schwarze Soldat

Es war ein strahlender Sommertag im Jahre 1949 oder 1950 – ich erinnere mich noch ganz genau daran, - als wäre es erst gestern gewesen. Das Küchenfenster zur Straße hin war weit offen, und ich hatte meine Spielsachen auf dem Küchenfußboden ausgebreitet.

Da hörte ich es! Zuerst war es nur ein leises „Ratsch, ratsch, ratsch“, ausgelöst von den Schuhen im Gleichschritt marschierender Soldaten. „Ratsch, ratsch, ratsch“, das Geräusch kam näher, wurde lauter, immer lauter. Es drang immer deutlicher hinauf bis in unsere Wohnung.

„Die Soldaten kommen!“ Ich ließ alles liegen und stehen und rannte die Treppe herunter, durch den Flur, auf die Straße. Rolf und Volker waren auch schon da.

Neugierig schauten wir die Bahnhofstraße herunter. Die Soldaten marschierten festen Schrittes auf uns zu.

„Die Soldaten!“ rief Volker und wie auf Kommando rannten wir den Marschierenden entgegen.

„Hoffentlich haben sie Kaugummi dabei und geben uns was ab!“, war Rolfs größte Sorge.

Bevor wir aber die Soldaten erreichten, waren die Jungs aus der unteren Bahnhofstraße schon bei Ihnen und liefen hinter den Soldaten her. Mittlerweile waren es fast 20 Kinder geworden, die schreiend nach Schokolade, Bonbons oder sogar nach Zigaretten bettelten! Alles schrie durcheinander.

Doch die Soldaten würdigten allen keines Blickes. Ihre Gewehre, die sie über ihre rechte Schulter gehängt hatten, flößten uns irgendwie Angst ein. Und der Obersoldat an der Spitze hatte ei -

nen so kalten Blick, dass Rolf resignierend feststellte: „Von denen bekommen wir heute gar nichts!“

So war es. Deshalb gingen wir zurück, blieben vor unserer Haustür stehen und schauten ihnen staunend und traurig nach. Schade, meistens hatten wir etwas abbekommen, aber heute eben nicht!

Als die Soldaten schon fast an uns vorbeigezogen waren, bemerkte ich ihn in der letzten Reihe: Zum ersten Mal in meinem Leben sah ich einen richtigen schwarzen Mann, - einen Neger! Opa hatte mir zwar schon einmal von schwarzen Männern erzählt, aber mein Gott, dass es so etwas überhaupt in Wirklichkeit gab!

Deshalb schaute ich staunend und gleichzeitig fasziniert zu ihm hinüber. Was für ein großer Mann das war! „Sicherlich ist der unbesiegbar!“, dachte ich noch, als er sich umsah und mich ansah. Ich weiß nicht, warum ich ihn anlachte und ihm zuwinkte, aber ich machte es. Sicherlich geschah es mehr aus Verlegenheit.

Dann geschah das Unfassbare. Der schwarze Soldat lachte zurück. Es fiel mir auf, dass er ganz weiße Zähne hatte und mit einem freundlichen Zuwinken gab er mir zu Verstehen, ich solle zu ihm kommen.

Ich zögerte, da er mir doch ein wenig unheimlich war. Doch er winkte noch einmal und zog dann aus seiner Brusttasche etwas heraus, was ich aber von Weitem nicht so genau erkennen konnte.

Erst langsam, aber dann nach einer weiteren Geste von ihm doch zu ihm zu kommen, fasste ich etwas mehr Zutrauen, nahm meinen ganzen Mut zusammen und lief zu ihm hin. Die Soldaten marschierten so schnell, dass ich zuerst gar nicht mitkam. Von Nahem war er noch viel schwarzer.

Er streichelte mir ganz lieb über meine Haare, schaute mich mit einem traurigen, ja mitfühlenden Blick an und sagte mit ganz tiefer, aber sehr weicher Stimme: „Poor Boy, poor boy, take it“. Dann drückte er mir das vorher Gezeigte in die Hand.

Ich nahm es und blieb sprachlos stehen. Als er sich nach einigen Metern noch einmal nach mir herumdrehte und mir noch einmal zuwinkte, fühlte ich mich als König von der Bahnhofstraße. Ich hatte etwas bekommen, die anderen nicht!

Dann betrachtete ich mir das Geschenk: Zuerst wusste ich gar nicht, was das war, bis Volker es mir aus der Hand nahm, es von allen Seiten begutachtete und sagte: „Das hier ist Kaugummi und da ist Schokolade drin!“

Wahrhaftig! - Es war das erste Kaugummi meines Lebens und dazu noch eine kleine Tafel Schokolade - ein ungeheurer Reichtum!

Die Jungs beneideten mich natürlich, aber keiner der Großen machte Anstalten, mir eventuell das Kaugummi und die Schokolade abzunehmen. Nur Volker meiner: „Was hast Du für ein Glück!“

Die Schokolade haben Rolf, Volker und ich uns dann redlich geteilt. Es war für jeden nicht viel, aber den Geschmack habe ich heute noch auf der Zunge. Einfach köstlich!

Und was geschah mit dem Kaugummi? Das habe ich für mich behalten. Es war zu kostbar (und auch zu wenig), um es mit den anderen zu teilen.

Opa fand „das Kaugummikauen“ zwar gar nicht so gut, schüttelte deswegen seinen Kopf und meinte nur: „Amimethoden“ - Ich glaube, er mochte ihre Art und Weise nicht so ganz besonders.

Das Kaugummi aber hegte und pflegte ich ganz besonders. Abends, bevor ich ins Bett ging, wälzte ich es in Zucker, damit es am Morgen wieder süß schmeckte. Das ging so lange gut, bis sich das Kaugummi in seine Bestandteile auflöste.

Leider dauerte es eine recht lange Zeit, bis ich `mal wieder in den Genuss von „so etwas Wertvollem“ kam.

... und den schwarzen Soldat, den habe ich bis heute nicht vergessen!

5

Hamsterfahrt

Die Sonne war den ganzen Tag noch nicht aus dem Wolken verhangenem Himmel herausgekommen, und die knapp zehn Grad Lufttemperatur erzeugten ein eigenartiges Frösteln. Unheimlich und bedrohlich patroillierten französische und englische Soldaten im zerbombten Bahnhofsgebäude und auf den Bahnsteigen auf und ab.

Mutter und ich standen auf dem zugigen Bahnsteig in Remagen, Grenzbahnhof zwischen französischer und britischer Zone. Wir warteten auf den Zug, der uns nach Hause bringen sollte. Vom Bahnsteig aus konnten wir in die zerstörte Stadt sehen - ein gruseliger Anblick. Wohin man auch schaute, nichts als Zerstörung.

Um uns herum standen hunderte hektisch dreinschauende Menschen, die mit ihren vollgepackten Rucksäcken alle das Gleiche wollten - den einzigen heute noch fahrenden Zug mit Endstation Wuppertal bekommen. Fast alle hatten gehamstert, sich etwas zu essen besorgt, genau wie Mutter und ich.

Wir beide waren im Hunsrück bei einem mit uns weit verwandten Bauern gewesen und hatte Glühlampen und ein Bügeleisen gegen Kartoffeln, ein wenig Speck und Gemüse eingetauscht. Mich hatte Mutter wohl nur mitgenommen, damit „Tante Liesbeth“ etwas mehr Mitleid empfand und ein wenig mehr gab.

Schon von Weitem sahen wir den Zug kommen, der schnaufend und dampfend in den Bahnhof einfahrend, neben dem Bahnsteig anhielt. Erst ein wenig zögernd, dann aber mit brachialer Gewalt stürmten alle Wartenden auf den Zug. Einige fielen hin, andere trampelten einfach über sie.

Mutter hielt mich krampfhaft mit der rechten Hand fest, in der linken unsere Tasche und auf dem Rücken den vollen Rucksack.

So bahnten wir uns geschubst, gestoßen, aber zielstrebig und drängelnd den Weg zum Wagenabteil.

Gerade als sie einsteigen wollte, ruckte der Zug kurz an. Um nicht zwischen Bahnsteig und Wagen zu kommen, musste sie mich loslassen und klammerte sich mit letzter Kraft an die offene Wagentür. Gott sei Dank zogen sie starke Männerhände in das Abteil hinein.

„Mein Kind, mein Kind!“ schrie Mutter. Auch ich schrie los! Was hatte ich eine Angst, Mutter zu verlieren. Panik erfasste mich.

Doch bevor ich die Situation überhaupt richtig erfassen konnte, wurde ich von einigen noch auf dem Bahnsteig stehenden Männern hochgehoben und über ihre Köpfe hinweg durch die heruntergelassene Scheibe in das total überfüllte Wagenabteil geschoben.

Das Abteil war so sehr überfüllt, dass für mich eigentlich kein bisschen Platz mehr vorhanden war. Egal - Hauptsache Mutter hatte mich wieder und ich sie! Damit ich aber nicht noch einmal von ihr getrennt wurde, verbrachte ich die Fahrt nach Hause im hoch liegendem Gepäcknetz auf unserem Hamstersack.

Es sollte die schlimmste Bahnfahrt meines Lebens werden. Wie die Kleidung vieler Menschen fürchterlich nach Desinfektionspulver und die Männer teilweise nach Zigarettenrauch und Schweiß stanken! Die Menschen hingen wie Trauben an den Abteiltüren oder hielten sich an den offenen Fensteröffnungen fest. Selbst auf dem Wagendach hatten sich einige Männer eine Mitfahrgelegenheit gesucht. Wenn ich heute daran denke, dann wird es mir wieder ganz „plümerartig“.

Nach ca. sieben Stunden Bahnfahrt liefen wir endlich in Wuppertal-Elberfeld ein. Vom Bahnhof aus ging es anschließend zur Schwebebahn, mit der wir bis Oberbarmen fuhren. Von hier aus lag über eine Stunde Fußmarsch bis an die Stadtgrenze Langerfelds vor uns. Dort bekamen wir noch so eben die letzte Straßenbahn nach Schwelm. Was für eine Hamstertour!

Dieses Erlebnis steckte uns noch lange Zeit in den Knochen -
... und auf Hamsterfahrt, da bin ich nie wieder mitgegangen!

6**Der alte Flugzeugfriedhof**

Opa Schmitz war etwas ganz Besonderes, denn er war Oberflugzeugwrackaufseher von altem Flugzeugschrott. Diesen hatte man neben den Gleisen der Rheinischen Bahn zum Ausschlichten und späteren Abtransport hingelegt und gesammelt.

Aber nicht nur deshalb war Opa etwas besonderes, nein, denn als Inhaber eines so wichtigen und hohen Postens durfte er nämlich alleine bestimmen, wer in die alten Pilotenkanzeln der Flugzeugwracks klettern und darin spielen durfte.

Das Opa zugleich direkt daneben seinen Garten hatte, das war eine tolle Sache, denn hier stand eine kleine Hütte, vor der er auf einer gemütlichen Bank zufrieden sein Pfeifchen rauchen und aufpassen konnte. Im Garten selbst wuchsen zur Freude von Opa Stangenbohnen, dicke Kappesköpfe und ganz viele Äpfel und Birnen, und was das wichtigste wohl war: Tabak.

Bei ihm waren immer der Kurt und der Otto, die aber viel jünger als mein Opa waren. Deshalb waren die beiden wohl auch nur Flugzeugwrackarbeiter. Beide waren im Krieg Flieger gewesen und schwer verletzt worden. Kurt hatte in Frankreich ein Bein und Otto in Russland eine Hand verloren

Wenn ich bei Opa war und meinen Tretroller in Opas Hütte gestellt hatte, ging ich sofort zu Kurt und Otto, die an den Flugzeugwracks arbeiteten. Als erstes kletterte ich in die große Flugzeugkanzel, in der ich meistens den ganzen Nachmittag spielte.

Den Steuerknüppel in der Hand flog ich in meinen Gedanken ganz hoch am Himmel der Sonne entgegen bis nach Amerika. Unheimlich spannend war es aber auch, den beiden zuzusehen, wie sie die Flugzeugwracks nach Sachen durchstöberten, die man noch verwerten konnte. Das waren die Motore, die Armatu -

ren, die Räder, die Sitze, die Gurte, leere Munitionskisten, und vieles mehr. Ich weiß es noch wie gestern, als Opa eines Tages zu mir sagte: „Willst du auch einmal Oberflugzeugwrackaufseher sein? Wenn du willst, kann ich dich dazu ernennen. Dazu gebe ich dir diese Polizeipfeife. Du kannst dich in eine Pilotenkanzel setzen und wenn jemand kommt, dann pfeifst du dreimal ganz lange und laut. Kurt, Otto und ich müssen mal ein bisschen Pause machen. Damit es dir nicht langweilig wird, hier hast du noch einen dicken Apfel.“

Oberflugzeugwrackaufseher zu sein und dann noch mit einer Polizeipfeife, das war wohl das Höchste, was mir passieren konnte. Die Gelegenheit kam bestimmt nie wieder. Ganz aufgeregt stammelte ich: „Ja gerne Opa“, nahm den Apfel und kletterte dann ganz schnell in meine Flugzeugkanzel. Natürlich hielt ich mich ab sofort für unheimlich wichtig und mir war so, als wenn mir alle diese Flugzeuge gehörten.

Es war wohl so eine halbe Stunde vergangen, da sah ich Menschen auf mich zukommen. Es waren zwei Männer und eine Frau. Sie waren durch den alten Holzzaun an der Rheinischen Straße geklettert, überquerten geduckt und immer scheu nach rechts und links schauend die Gleisanlage. Die Männer hatten unter dem Arm einen alten Kohlsack geklemmt und die Frau trug einen weißen Eimereimer. Sie schlugen die Richtung Flugzeugwracks ein, kamen direkt auf mich zu. Vor Aufregung schlug mein Herz schneller und ein ungutes Gefühl überkam mich, denn die Männer und die Frau kamen immer näher.

„Die wollen bestimmt klauen“, schoss es mir durch den Kopf - und weit und breit waren kein Opa, kein Otto und kein Kurt zu sehen. Und wenn die dich finden? Die Phantasie ging mit mir durch.

Jetzt hatten die Drei das Flugzeug erreicht, in dessen Kanzel ich saß. Ich duckte mich immer tiefer und konnte durch ein Einschussloch an der Bordwand sehen, wie einer der Männer auf die Tragfläche kletterte und meinem Versteck immer näher kam. Ich legte mich flach auf den Boden, nahm die Polizeipfeife und wollte Opa, Kurt und Otto im Gartenhaus alarmieren. Doch die

Angst schnürte mir derart die Luft ab, dass kein Tönchen der Pfeife zu entlocken war.

Und auf einmal war es da, schaute über den Rand der Pilotenkabine: ein Gesicht, ein grässliches Gesicht. Aus einem dicken Bart heraus sah ich nur eine Nase und die Augen - sie waren furchterregend.

Alle Schreie der Welt zusammen konnten nicht lauter und eindringlicher gewesen sein, als der, den ich ausstieß. Ich schrie wie am Spieß. Ich hörte gar nicht mehr auf zu schreien und hielt dabei die Augen fest verschlossen.

Als ich irgendwann aufschaute war das Gesicht verschwunden. Ich duckte mich bibbernd und zitternd in die hinterste Ecke der Kabine und hatte nur noch einen Wunsch, dass mir die Männer nichts taten.

Nach kurzer Zeit, für mich war es wie eine Ewigkeit, vernahm ich plötzlich Stimmen, aufgeregte Stimmen. Sie fluchten, schimpften, schrien. Opas Stimme war auch dabei, dann war es auf einmal ganz, ganz still, geradezu unheimlich still. Mir erschien es wie eine Ewigkeit bis ich mich einkriegte, bis ich mich ein wenig beruhigte.

Doch gerade als ich aus dem Schussloch schauen wollte, um zu gucken, ob die Luft rein war, kletterte wieder einer auf die Tragfläche. Ich hörte ihn deutlich näher kommen. Wieder verkroch ich mich in die hinterste Ecke der Kabine, duckte mich weg. Dann sah ich die Finger, die sich an der Bordwand festklammerten. Wieder diese Angst, doch dann die Erlösung: Es war Opa, der über die Kabinenkante schaute:

„Hallo mein Junge, mein großer Junge, es ist alles gut. Hab keine Angst, es tut dir keiner etwas!“ Ich kroch aus meiner Ecke und fiel Opa um den Hals. War ich glücklich, dass Opa da war!

Als ich mit Opa vom Flugzeug kletterte, kamen auch Kurt und Otto dazu. Leider waren die Diebe entkommen, weil Kurt mit seinem Holzbein nicht so schnell laufen und Otto mit einer Hand die Diebe nicht richtig festhalten konnte. Aber das war wohl auch

egal. Wichtig war, dass keinem etwas passiert und nichts gestohlen worden war.

Wir saßen noch lange in Opas Garten. Die Männer tranken sich einen leckeren Schnaps, ich bekam ein Glas Johannisbeersaft.

Und als Opa mir für mein Aufpassen zwei Magnete schenkte, die so stark waren, dass man den einen auf einer Tischplatte tanzen lassen konnte, wenn man den anderen unter der Tischplatte an gleicher Stelle hin und her bewegte, da war die Welt schon fast wieder in Ordnung.

Nur eines wollte ich nicht mehr sein: Oberflugzeugwrackaufseher.

Am Abend, bevor ich ins Bett ging, habe ich die Magnete neben Vaters neue Armbanduhr gelegt. Morgens tickte sie nicht mehr - Das Laufwerk war magnetisch geworden!

Meine Großeltern hatten in der Bahnhofstraße ein Elektrofachgeschäft. Vorne war der Verkaufsraum, im Raum dahinter hatte sich meine Oma eine Ecke eingerichtet, in der sie Rechnungen und Briefe schrieb, sowie viele andere geschäftliche Dinge verrichtete.

Auch stand dort ein großer, alter Anthrazit - Dauerbrandofen, der die Räumlichkeiten angenehm erwärmte. Oftmals saß ich als Kind bei meiner Oma und schaute ihr bei ihrem Tun zu. Auch fand ich es ganz toll, wenn Leute etwas in unserem Geschäft kauften. So auch an einem Wintertag 1952.

Eine Frau, ich wusste nur, dass sie in der unteren Bahnhofstrasse wohnte, kaufte ein Heizkissen. Da sie aber noch Weiteres in der Stadt erledigen wollte und das Heizkissen dabei störte, fragte sie, ob es ihr nicht jemand bringen könnte. Bevor meine Oma etwas sagte, sprang ich aus der hinteren Ecke hervor und fragte bittend: „Darf ich es weg bringen?“, denn ich war mir sicher, für diesen Botengang eine Kleinigkeit zu bekommen. - Ich durfte. Um 18.00 Uhr sollte ich das Heizkissen abgeben.

Aber hätte ich doch bloß nichts gesagt: Mein Herz rutschte mir in die Hose, als ich erfuhr, wo ich es hinbringen sollte. Die Frau hieß Müller und wohnte im Totenhäuschen am alten Friedhof an der Bahnhofstraße. Mein Herz klopfte mir zum Halse heraus.

Ich, ich ins Totenhäuschen - ich freiwillig? Der Gedanke daran war einfach gruselig. Ich suchte krampfhaft nach Ausreden, auf einmal doch nicht hingehen zu brauchen.

Aber es fiel mir nicht mehr ein, als Oma zu fragen: „Oma, tun die Toten einem was?“

Dabei dachte ich mit Schrecken an Opa Müller, den alten Totengräber. Das war der Schwiegervater von Frau Müller. Dieser ging am Stock und hatte ein steifes Bein. Irgendwann hatte uns Kindern einmal einer erzählt, das käme davon, dass ein Toter, der noch nicht ganz tot gewesen wäre, ihn ins Bein gebissen hätte. Und wie oft hatte Opa Müller uns vom alten Friedhof gejagt, wenn wir dort wieder einmal unerlaubt herumtobten.

Bestimmt hatte er mich auch gesehen und mit Sicherheit nicht vergessen, dass ich zu den Kindern gehörte, welche als Mutprobe im Dunkeln an der hinteren Tür des Totenhäuschens geklopft hatten.

Auch hatte er uns schon oftmals gedroht, wenn wir noch einmal hinter ihm her rufen sollten: *„Totengräber krieg mich doch, kannst`e nicht, kannst`e nicht, fällst dabei ins Gräberloch“*, das unseren Eltern zu erzählen.

Deshalb ließ uns seine Drohung, wenn er uns noch einmal beim Fußballspielen zwischen den alten Gräbern erwischen würde, den Hosenboden zu versohlen, ja sogar die Polizei zu holen, einen weite Bogen um ihn machen. Bisher hatten wir ja immer Glück gehabt! - Und nun sollte ich freiwillig?

Es half alles nichts. Die größte Mutprobe meines Lebens stand mir bevor. Was würden meine Freunde sagen? Das glaubte mir sicherlich keiner, dass ich freiwillig ...

Dann ging ich los. Wie gesagt, es war Winter und schon dunkel. Je näher ich dem Totenhäuschen kam, umso langsamer wurden meine Schritte. Mein Herz klopfte mir bis zum Hals heraus. Skelette sollten auch schon einmal ungehorsame Kinder mit ins Grab genommen haben, sagten die Erwachsenen. Vielleicht öffnete auch ein Toter die Tür? Gestern erst hatten sie einen Sarg in das Haus getragen.

Dann stand ich vor der großen dunklen Tür. Ich klopfte ganz zaghaft - einmal - zweimal - dreimal. Nichts rührte sich. Vorsichtig drückte ich die Klinke herunter und öffnete zaghaft und ganz langsam die Tür. Ich erstarrte fast zur Salzsäule: Vor mir stand

in einem matt erleuchteten und dunkeln Flur der besagte Sarg! Rechts und links davon brannten ein paar Kerzen und gaben dem Raum ein mystisches Aussehen.

Damit aber noch nicht genug. Zur gleichen Zeit ging knarrend am anderen Ende des Flures die große Hoftür auf - im Halbdunkel gelegenen Türrahmen stand: Opa Müller!

„Was willst Du denn hier?“ knurrte seine barsche Stimme. Er hatte mich sofort wieder erkannt und kam auf mich zu. Kleinstschrittweise wich ich zurück. Nur raus hier, bevor er mich kriegte, das waren meine einzigen Gedanken. Aber es sollte noch schlimmer kommen!

Mich traf fast der Schlag, als ich auf einmal eine eiskalte Hand fühlte, die sich in meinen Nacken legte. Das ist sicher der Tote! Es konnte kein anderer sein! Mein Schicksal war damit besiegelt. Mit einem lauten Aufschrei drehte ich mich herum.

„Das ist aber lieb, Du willst mir bestimmt das Heizkissen bringen?“

Es war Frau Müller. Sie sagte etwas von warten und sie wolle mir noch 20 Pfennig geben. Aber das hörte ich schon nicht mehr richtig. Flucht war mein einziger Gedanke. Ihr das Heizkissen geben, raus aus dem Totenhaus und ab nach Hause, das waren eins.

Es hat lange gedauert, bevor ich meine Angst vor dem Totenhäuschen verloren hatte. Und das will ich Euch sagen: „Opa Müller habe ich nie wieder geärgert!“

8

**Der Totenkopf vom
Alten Friedhof**

Was verbanden wir Kinder in Gedanken nicht alles mit einem Totenkopf ! Piraten – wilde Piraten, Abenteuer unter der Totenkopfflagge, heldenhafte Seeleute, riesige Schätze, Schatzinseln. Der Totenkopf als Talisman am Fahrradschlüssel, Totenköpfe in eisigen Grüften und Tempelgräbern, Totenköpfe mystisch und unheimlich, anziehend und zugleich furchterregend, Totenköpfe als Sinnbild besonderer Kraft.

Es war Anfang der fünfziger Jahre. Unser Spielplatz war wie so oft der alte Friedhof hinter der Bahnhofstrasse. Von Natur aus schon ein Abenteuer dort sich herumzutreiben, sollte für uns Kinder dieser Platz noch aufregender werden.

Eines Tages kamen zu unserem Entsetzen Erdarbeiter mit Schaufeln, Schuppkarren und Planiermaschinen. Sie waren plötzlich da, es traf uns unvorbereitet. Sie machten sich daran, unser Paradies umzugestalten.

„Onkel, was macht ihr da?“ fragten wir Kinder die Männer.

„Eine Parkanlage mit Bänken und Wege,“ bekamen wir als Antwort.

„Als wenn den Erwachsenen nicht schon genug gehören würde!“, murrten wir. Und Hermann meinte: „Und Fußballspielen und auf die Bäume klettern, das können wir dann wohl auch nicht mehr!“

Trotz aller Bedenken waren wir aber doch so neugierig, dass wir täglich zuguckten, was die Männer machten.

Sie fällten Baume, versetzten alte Grabsteine oder transportierten sie ab, ebneten Gräber und hoben neue Wege aus.

Dann geschah eines Tages das Unvorstellbare. Beim Erde weg-

schippen fanden die Männer Knochen, so richtige Menschenknochen von Toten, die dort begraben worden waren.

Das war für uns Kinder eine außerordentliche Sensation, etwas Außergewöhnliches, denn noch nie hatte einer von uns Kindern einen Menschenknochen in echt gesehen. Befangen und eher ängstlich schauten wir sie uns an.

Aber auch die Männer schauten verdutzt, wussten auch nicht so recht, wie sie sich verhalten sollten und was man mit Knochen von Toten machen musste,

So holten sie den Totengräber Müller, der dann mit dem katholischen Pastor Lütteke sprach. Dieser musste seines Erachtens, über die Knochen entscheiden, weil es ja Knochen von katholischen Toten waren.

Nach eingehender Begutachtung der Totenknochen fanden sie schnell eine Lösung. Die Männer sollten die Überreste sammeln und sie an die untere Seite des alten Friedhofes legen. Dort hoben sie ein neues Grab aus und legten alle Knochenteile hinein.

Am nächsten Tag kam dann Pastor Lütteke von der katholischen St. Mariengemeinde mit 2 Messdienern und beerdigte die Knochenreste noch einmal.

Der Winter zog ins Land, und es wurde ruhig auf dem alten Friedhof. Die Umgestaltungen waren beendet und unser Spielplatz war ein kleiner Park geworden. Die Tage, die Wochen, die Monate vergingen – dann löste der Frühling den Winter ab. Die ersten warmen Sonnenstrahlen lockten uns auf unseren alten „Spielplatz“ zum Rumtoben und Fußballspielen.

Ein platzierter Schuss – nicht gehalten. Der Ball verschwand in ein von den Erdarbeitern im Herbst liegengelassenes Sträuchergerirr.

Als ich den Ball zurückholen wollte und die Zweige etwas hoch hob, blieb mir vor lauter Schrecken die Luft weg. Vor mir lag, halb aus der Erde schauend ein Totenkopf. Im Nu umringten mich die anderen Jungen und wir begutachteten halb ängstlich,

halb neugierig diesen „einmaligen“ Fund.

"Das ist bestimmt der Kopf von einem alten Opa"

"Quatsch, der ist doch so klein, das ist ein Kopf von einer alten Frau..."

"... oder von dem hier begrabenen Pastor, der passt auf seinen Friedhof auf!"

Die Spekulationen trieben unsere Gedanken zu den unmöglichsten Gehirngespinnsten. Etliche Vorschläge wurden gemacht, was wir mit dem Totenkopf machen sollten. Dabei setzen wir unserem Vorstellungsvermögen keine Grenze.

Wir wurden uns nicht einig. Nur eines, und das stand für uns sofort felsenfest: Dieser Kopf musste für immer in unserem Besitz bleiben, denn wir waren absolut davon überzeugt, das wir, die Jungs aus der Bahnhofstrasse, im Besitze eines Totenkopfes, die „Größten“ und „Unbezwingbarsten“ waren.

Natürlich durfte es auch kein Mensch erfahren, es musste unser Geheimnis bleiben. Wir ahnten nämlich, dass unsere Eltern, wissend, dass wir einen Totenkopf besaßen, damit sicherlich nicht einverstanden waren. Letztlich wussten wir auch nicht so ganz genau, ob einen nicht die Polizei holte, wenn man einen Totenkopf vom alten Friedhof zu Hause hatte.

Ja, und dann war da noch ein großes Problem: Wer versteckte den Totenkopf und bewahrte ihn auf, denn jeder wollte ihn behalten, aber keiner traute sich ihn mit nach Hause zu nehmen. - Ich opferte mich freiwillig.

„Ich nehme ihn mit und verstecke ihn in unserem Kabellager!“

„Dass Du aber auch gut darauf aufpasst!“ sagte Rolf, der ihn wohl auch gerne mitgenommen hätte. - Ich versprach es.

So ging ich schnell nach Hause, holte mir einige alte große Putzlappen aus Opas Werkstatt und eilte in den Park zurück. Ehrfürchtig, vorsichtig und auch mit mächtigem Herzklopfen, packte ich den Totenkopf ein. Wieder zu Hause, war mein erster Weg direkt in unsere Werkstatt. Da gerade keiner da war, erschien mir die Gelegenheit günstig, um unbemerkt am Waschbecken

unsere Trophäe zu säubern. Mit Wurzelbürste, Ata und Kernseife erzielte ich einen verblüffenden Erfolg. Der gelblichbraune und mit Lehm verschmierten Totenkopf wurde immer heller, immer weißer. Ich war richtig stolz auf mein Werk und Angst hatte ich auch keine mehr. Im Gegenteil! Irgendwie hatte ich das Gefühl, als wenn mich der Kopf sogar anlachen würde!

„Ja zum Donnerwetter, was hast du denn da, bist du noch ganz von Sinnen, Leichenreste mit nach Hause zu bringen! Das ist Sünde, das wird bestraft, wenn das einer gesehen hat. Du bringst sofort den Totenkopf dahin, wo er gelegen hat!“

Opas Stimme traf mich ins tiefste Mark! Ach Gott, wenn ich doch nur vorher gewusst hätte, was so ein Totenkopf für einen Ärger bereiten würde!

Oma fiel fast in Ohnmacht, von Mutter bekam ich eine gehörige Ohrfeige, und mein Stiefvater wollte zum Pastor gehen und ihn fragen, was mit einem Totenkopf zu tun sei. Wie ein Häufchen Elend saß ich nun da und verstand letztlich die Welt nicht mehr - und was würden erst einmal meine Freunde dazu sagen? Denn eines war mir sofort klar, den Totenkopf durften wir nie und nimmer behalten.

Gott sei Dank kamen dann Opas Gesellen von der Arbeit nach Hause und mit ihnen auch die Rettung.

"Wir begraben ihn wieder dort, wo ihr ihn gefunden habt" schlug der Altgeselle Fritz vor. Damit war die ganze Familie einverstanden. Da es gerade dunkel wurde, hatte auch kein anderer die „neue Beerdigung“ gesehen oder bemerkt.

Die Angst vor meinen Freunden war unbegründet. Als sie am anderen Tag hörten, was mir widerfahren war, waren sie letztlich heil froh, dass sie nicht mit dem Totenkopf erwischt worden waren. Keiner hätte sich freiwillig den Ärger zugezogen, den ich bekommen hatte.

Wenn ich heute durch den Park gehe und an die besagte Stelle komme, dann sehe ich immer noch den weißen Totenkopf und oftmals denke ich, dass er mir immer noch lieb zulächelt

Ich hatte es mir nicht in den kühnsten Träumen vorgestellt, wie spektakulär der diesjährige fünfte Dezember werden und welche Höhen und Tiefen ich erleben sollte.

Der Morgen fing schon „bescheiden schön“ an. Draußen war es noch halbdunkel und der Schneeregen, der den vor Tagen gefallenen Schnee in Matsche und dicke Pfützen verwandelte, wollte nicht aufhören. Deshalb schon hatte ich keine Lust aufzustehen und wäre am liebsten im kuscheligen Bett geblieben. Hinzu kam noch, dass ich gestern mit total durchnässten hohen Schuhen (ich hatte nur das eine Paar) vom Spielen nach Hause gekommen war und Mutter seitdem versuchte, sie schon mit der dritten Zeitungspapierereinlage zu trocknen.

Und wie wichtig das war, dass die Schuhe trockneten! Denn morgen war Nikolaus und heute Abend mussten die Schuhe vor die Tür gestellt werden - natürlich blitze blank. Oma hatte mir gesagt, dass der Nikolaus bei seinem nächtlichen Besuch nur blitze blanke Schuhe mit Gebäck, Süßigkeiten und Schokolade füllen würde.

Deshalb brauchte ich unbedingt meine hohen Schuhe. Ich hätte ja auch meine Halbschuhe hinstellen können, doch in meine flachen Halbschuhen passten nur die Hälfte der zu erhoffenden Süßigkeiten, Nüsse und Schokolade. Das war ja nun ganz logisch!

„Oma, ist da auch ein Stutenkerl mit Pfeife bei?“ fragte ich sie. Sie wusste ja nicht, dass mir der Stutenkerl viel weniger wert war als die Pfeife, mit der man so richtig rauchen konnte.

„Das glaube ich kaum“, antwortete Oma und fügte hinzu: „denn

ein Stutenkerl passt ja gar nicht mehr in die Schuhe hinein!“

So kreisten meine Gedanken nur um diese Frage: „Wie kam ich zu Nikolaus an einen Stutenkerl mit Pfeife. Und da ich an diesem Tage mit mir sowieso nichts anfangen konnte, drückte ich mir vor lauter Langeweile die Nase am Fenster platt.

Es war schon später Nachmittag, als ich Tante Christel kommen sah. Sie steuerte gradewegs auf unser Haus zu. Sie klingelte.

„Wenigstens eine kleine Abwechslung“ dachte ich und wollte ihr die Türe öffnen. Doch Mutter war schneller als ich. Dann hörte ich nur: „Ich wollte Klaus Peter mit zum Altmarkt nehmen, da kommt der Nikolaus hin und verteilt an Kinder Stutenkerle - und die umsonst!“

Mein „Für nichts Lust haben“ war wie weggewischt. Das war ein Wink des Schicksals. Nun bekam ich sicherlich doch noch meinen Stutenkerl. Vielleicht sogar mit Pfeife? Mutter erlaubte mit Tante Christel mitgehen zu dürfen, und da die hohen Schuhe noch nass waren, durfte ich sogar die Halbschuhe anziehen.

„Aber geht daher, wo der Schnee geräumt ist und die Straße beleuchtet ist!“ Das „und passt auf, dass ihr nicht über die Trümmer stolpert“ hörte ich schon gar nicht mehr richtig. Ich zog Tante Christel nach draußen, wollte nur zum Altmarkt und den Stutenkerl haben.

Wir gingen die Bahnhofstraße hinauf Richtung Altmarkt. In Höhe des Hotels Prinz von Preußen gab es kein Weiterkommen mehr. So viele Kinder mit ihren Eltern und Mengen von Schaulustigen hatte ich noch nie gesehen.

„Gibt es überhaupt so viele Stutenkerle?“, ging es mir durch den Kopf, „hoffentlich bekomme ich noch einen ab!“

Nach einiger Zeit öffnete sich die Haustür des Hauses an der Ecke gegenüber. Auf der mächtigen Vortreppe erschien der Nikolaus mit seinem Knecht Ruprecht. Dieser trug einen großen, prall gefüllten Sack. Darin waren wohl die Stutenkerle.

Während der Nikolaus etwas von „Weit aus dem Walde komm ich her“ erzählte, drängelten sich Eltern und Kinder immer mehr

zu ihm hin. Jeder wollte einen Stutenkerl, jeder wollte der Erste sein, - und keiner wollte mit leeren Händen wieder nach Hause.

Tante Christel und ich kämpften und drängelten uns mit aller Macht nach vorn. Doch unser Einsatz war nicht von Erfolg gekrönt. Ungefähr fünf Meter vor dem Nikolaus und dem Knecht Ruprecht machte die unheilvolle Kunde die Runde: „Die Stutenkerle sind alle!“

Was war das für eine Enttäuschung, ich heulte „Rotz und Wasser!“

Alles Trösten von Tante Christel half nichts und auch kein Versprechen auf eine Tafel Schokolade. Davon hatte ich auch keinen Stutenkerl mit Pfeife. Vor lauter Wut und Enttäuschung lief ich Tante Christel weg. Ich wollte nur nach Hause. Der schnellste Weg dorthin war durch die Grütergasse, die zwar nicht beleuchtet war, die ich aber kannte.

Doch dann ging es auf einmal nicht mehr weiter. Um in die Bahnhofstraße zu kommen musste ich entweder den ganzen Weg zurück oder über ein Trümmergrundstück, welches äußerst schwach von der Bahnhofstraße her beleuchtet wurde. Ich wusste, dass was ich jetzt vorhatte, Mutter strengstens verboten hatte. Doch meine Enttäuschung über den nicht bekommenden Stutenkerl war so groß, dass mir jetzt alles egal war. Ich schob die Absperrung an die Seite und lief los.

Dem Ungehorsam folgte postwendend die Strafe. Erst einmal stolperte ich im Dunkeln über lose Ziegel, dann übersah ich ein zwischen den Trümmern liegendes tiefes und ungesichertes Kellerloch. Mein Tritt ging ins Lehre. Mit einem lauten Schrei fiel und landete ich zwei Meter tiefer recht unsanft auf dem moderigen Kellerboden. Nicht nur, dass mich nun komplette Dunkelheit umhüllte, nein ich hatte mir auch noch sämtliche Knochen weh getan. Besonders das Knie und mein Arm hatten einiges abbekommen. Meine um Hilfe rufende Schreie klangen Mitleid erregend!

Was soll ich Euch weiter erzählen, kurz drauf fand mich Tante Christel. Mit ihr kamen ihr auch einige Männer zu Hilfe, die mich

aus dem Loch zogen. Die Schimpfkanonade, die ich dann über mich ergehen lassen musste, möchte ich hier nicht unbedingt wiedergeben.

Gott sei Dank war mir im Großen und Ganzen nicht viel passiert, außer dass mein Knie und mein Ellenbogen total verschrammt waren, meine Hose zerrissen und die Sonntagshalbschuhe nicht mehr nach Sonntagsschuhen aussahen.

Als ich nach Hause kam fiel entgegen aller Gewohnheit die Schimpfe von Mutter eher gering aus. Ich denke, sie war sicherlich auch froh, dass mir nichts Schlimmeres passiert war. Mutter sagte nur: „Wir sprechen morgen darüber“ und schickte mich dann mit einem mich irritierenden, sanften Lächeln die Treppe hinauf zu Oma und Opa.

Auf halber Treppe blieb ich verblüfft stehen, denn das, was ich vor mir sah, war wie im Traum! Am Türrahmen der Korridor tür lehnte ein großer Stutenkerl mit Pfeife! Ein Bein steckte in den sauber geputzten hohen Schuhen, in denen sich auch Gebäck, Schokolade und zwei Dauerlutscher befanden. Wie das wohl dahin kam? So ganz begreifen konnte ich das alles nicht, denn gerade noch war der Nikolaus am Altmarkt gewesen. Konnte er vielleicht fliegen? Auch das sollte noch jahrelang ein Geheimnis bleiben.

Ich zog den Stutenkerl ehrfürchtig aus dem Schuh und stellte ihn auf unseren Küchenschrank. Er war für mich so kostbar, dass ich ihn erst wenige Tage später aß, als er schon gehörig trocken war. Um ihn zu verzehren musste ich ihn in heißer Milch stippen, was aber auch ganz gut schmeckte! Doch bevor der Stutenkerl „dröge“ geworden war, hatte ich erst einmal die Tonpfeife aus dem Teig geknibbelt.

Mein Wunsch war in Erfüllung gegangen. Das, was ich mir vom Nikolaus immer erhofft hatte, hatte ich endlich bekommen, nämlich einen Stutenkerl mit einer weißen Tonpfeife, mit der man so richtig rauchen konnte!

Ende November hing eine besondere Stimmung in der Luft. Es war nicht mehr zu übersehen, die Vorweihnachtszeit hatte begonnen. Besonders wir Kinder konnten das überall spüren. Die Wohnungen wurden adventlich geschmückt, und die Stadt bekam ein weihnachtliches Gesicht.

Ich denke, dass es im ganzen Jahr keine ähnlichere Zeit gab, in der für uns Kinder Staunen, Wünsche, Erwartungen und das Geheimnisvolle so eng beieinander lagen. Das fing schon mit dem Adventskranz gestalten an, zu dem wir frisches Tannengrün brauchten.

Deshalb packte meine Mutter einige Tage vor dem ersten Advent unseren alten Strohkorb nebst Gartenschere ein, und wir zogen über die Himmelstreppe, am Schwimmbad vorbei in den Schwelmer Wald. Dort hatten die Baumfäller beim Entästen von Tannen und Fichten jede Menge Tannengrün und auch Tannenzapfen zurückgelassen. Wir sammelten das Beste davon zusammen und hatten so reichlich „Material“ für einen feinen Adventskranz, den Mutter mit geschickten Händen selbst band und gestaltete. Vier rote Kerzen gaben „ihrem Werk“ die besondere Note. Auch war noch genug Tannengrün für einen wunderschönen Adventsstrauch übrig, der mit den mitgebrachten Tannenzapfen und einigen Walnüssen geschmückt wurde.

Als Mutter am ersten Advent die erste Kerze ansteckte, wussten ich, dass mit der angebrochenen Adventszeit auch Weihnachten nicht mehr weit war. Spätestens jetzt sollte auch der Wunschzettel für das Christkind geschrieben werden. Da ich schon einige Zeit in der Schule war, konnte ich nun meine Wünsche richtig selber schreiben und war nicht mehr auf Mutters Mithilfe angewiesen. Aber trotzdem malte ich neben den Wörtern noch Bil-

der, damit das Christkind auch genau wusste, was ich meinte.

Ich hatte unzählige Wünsche, sie wurden immer mehr. Doch die Hoffnung auf Erfüllung aller dieser Wünsche bekam einen Dämpfer, als Mutter sagte: „... und denk daran, das Christkind kann jedem Kind nur drei Wünsche erfüllen. Wähle also gut!“

Drei Wünsche von so vielen? Mensch, was war das schwer! Doch dann nahm ich mutig den Bleistift zur Hand und schrieb:

„Liebes Christkind, in diesem Jahr wünsche ich mir einen grünen Tretroller von Hecker, (denn meine Freunde hatten schon einen), dann wünsche ich mir ein Fahrtenmesser, damit ich mir im Döinghauser Spring einen Flitzebogen und Pfeile machen kann, und der dritte Wunsch wäre: Bitte bring mir einen großen Teller voll mit Äpfeln, Weintrauben, Spekulatius, Marzipan und einer großen Tafel Schokolade, und zwar eine Novesia Goldnuss!“

Bevor ich den Zettel auf die Fensterbank legte und mit einem Stein beschwerte, zeigte ich ihn noch Mutter, die dazu nur meinte: „Na, da bin ich aber gespannt!“

Vor dem zu Bett gehen half ich Mutter noch in unserer Küche beim Plätzchen backen. Leider durfte ich nichts von dem Teig naschen, da ich sonst Bauchschmerzen bekommen hätte. Am anderen Tag waren fast alle Plätzchen nicht mehr da, nur noch ganz wenige, - die zum probieren!

„Ich glaube, heute Nacht war das Christkind hier und hat die Plätzchen geholt, - und ich meine auch am Fenster etwas gehört zu haben!“

Mein Wunschzettel, schoss es mir durch den Kopf! Und wahrhaftig, er war weg, das Christkind hatte auch ihn mitgenommen. Nun konnte meinen Weihnachtswünschen sicherlich nichts mehr im Wege stehen.

Als ich am anderen Tag meine Freunde traf, überraschte uns Rolf mit einer großen Neuigkeit: „Wisst ihr schon das Neuste?“ fragte er ganz aufgeregt. „Bei Dräger und Bastian haben sie im Schaufenster eine neue elektrische Eisenbahn aufgebaut, die ganz toll aussehen soll - mit Tunneln und Weichen, Bahnhöfen

und Schranken. Kommt, wir gehen heute Nachmittag mal hin!“

Wir waren begeistert, und wenn wir unsere Schularbeiten fertig hatten, wollten wir uns um vier Uhr bei Rolf treffen.

Selten hatte ich diese schneller fertig. Dabei störte es mich auch nicht im Geringsten, dass ich öfter einmal über und unter den Hilfslinien meiner Tafel geschrieben hatte. Meine Gedanken waren sowieso schon bei der Eisenbahn.

„Das soll die neuste vom Märklin sein, die ist gerade erst herausgekommen, neue Modelle und eine neue Größe ... und die ist beleuchtet und voll automatisch“ wusste Volker, der in Eisenbahnsachen der Einzige war, der so richtig Ahnung hatte.

Voller Erwartungen liefen wir zu Dräger und Bastian, wo am mittleren Schaufenster schon eine Menge Menschen eng zusammen standen. Alle wollten wohl auch, genau wie wir, die elektrische Eisenbahn sehen. In der Zeitung war angekündigt worden, dass eine ganze Anlage aufgebaut worden wäre, auf der zwei Züge „vollautomatisch“ führen.

Wir drängelten uns bis zur Schaufensterscheibe vor, was aber nicht ohne Schimpfen seitens der Erwachsenen abging. Aber sie ließen uns durch. Fassungslos bestaunten wir dann das, was wir dort zu sehen bekamen. Es war überwältigend - eine Sensation!

Auf einer großen Platte erstreckten sich viele Meter Gleise und Weichen, Brücken, Wiesen und Taleinschnitte. Auch ein Tunnel konnte durchfahren werden. Der Bahnhof, der so ähnlich wie unser Schwelmer Bahnhof aussah, stand in der Mitte. Auf zwei Gleisen konnten rechts und links davon die Züge vorbeifahren.

Auch ein Rangierbahnhof war zu sehen. Rechts, ein wenig abseits der Gleise, war ein kleines Dorf aufgebaut, dessen Häuser alle beuchtet waren. Das Beste waren aber die zwei Züge, die ununterbrochen ihre Runden drehten. Es war einfach ein Traum! Und so etwas konnte man kaufen oder sich vom Christkind bringen lassen!

„Hätte ich mir auf meinen Wunschzettel doch bloß eine Eisenbahn gewünscht!“ trauerte ich dieser vertanen Gelegenheit nach. Doch als ein Mann nebenbei bemerkte, dass solch eine

Anlage bestimmt über 500 Mark kosten würde, war mir klar, dass das auch für des Christkind sicherlich nicht zu bezahlen sei.

Und so fragte ich die anderen, was sie sich denn so alles gewünscht hätten:

„Ich habe mir ein Schukoauto gewünscht“

„Ich mir ein Paar Rollschuhe“

„Ich mir ein Feuerwehrauto mit echter Drehleiter zum Ausfahren“

„Ich mir einen Trixbaukasten!“

„Was ist das denn?“ fragte Jürgen, der so etwas noch nie kennengelernt hatte und nicht wusste, was das war.

„Damit kann man aus flachen Blechbändern mit Löchern drin, die man mit Schrauben zusammenfügt, Autos, Kräne und andere Sachen bauen. Kommt mit zu Spielwaren Kapitein, da ist alles ausgestellt, da könnt ihr alles sehen!“

Recht ungern verließen wir das Schaufenster von Dräger und Bastian. Ich hätte mir noch stundenlang die Eisenbahn anschauen können. Doch Udo wollte uns nun unbedingt seinen Wunschzettelwunsch in Natura zeigen. So zogen wir weiter den Neumarkt hinauf über die Hauptstraße hin zu Kapitein.

Was bot die Hauptstraße für ein wunderschönes weihnachtliches Bild! Es war schon dunkel geworden und die Weihnachtsbeleuchtung angegangen. Von einer Straßenseite zur anderen spannten sich Girlanden, in deren Mitte eine weiße Weihnachtsglocke baumelte.

Die Geschäfte waren alle weihnachtlich geschmückt und boten ihre Waren an. Sogar im Schaufenster der Drogerie Weinberg an der Casinostraße hatten sie ein weihnachtliches Schild aufgestellt:

„Schenken Sie zu Weihnachten den echten Klosterfrau Melissengeist. Er verbessert das Allgemeinbefinden, stärkt nicht nur Nerven, Herz und Kreislauf sondern wirkt gegen Unruhe, Nervosität und Schlaflosigkeit!“

Warum jemand einem zu Weihnachten eine Flasche Klosterfrau Melissengeist schenken sollte verstanden wir zwar nicht so ganz,

aber die Erwachsenen erzählten uns ja sowie nicht alles.

Nachdem wir fast alle Schaufenster in der Hauptstraße abklabastert hatten, erreichten wir endlich Spielwaren Kapitein - unweit der Adlerapotheke.

Solch eine Menge an Spielzeug hatte keiner von uns erwartet. War schon das Fenster bei Dräger und Bastian der absolute Clou, so war hier wohl das ganze Spielzeug-Schlaraffenland ausgestellt. Die Auslagen waren so viel- und umfangreich, wie wir es noch nie gesehen hatten. Ein Schaufenster zeigte Spielzeug für Mädchen und das anderen Spielzeug für Jungen:

Puppen, Puppenstuben, Puppenwagen, Puppenkleider, Stofftiere, Teddys, Feuerwehr und Schukoautos, Forts, Burgen, Ritter, Holzbaukästen, Eisenbahnen zum Aufdrehen, Indianer, Zirkusclowns, Spiele - ich kann gar nicht alles aufzählen - und jede Menge Trixbaukästen.

Nun konnten wir in Wirklichkeit bestaunen, was man aus den Trix Blechlochstreifen alles bauen konnte! Schiffe, Autos, Krähe, Motorräder, Udo hatte nicht übertrieben. Die Sachen waren einfach Klasse. Wieder bedauerte ich, dass das Christkind meinen Wunschzettel schon abgeholt hatte. – Aber es gab ja noch ein nächste Weihnachten ... und da würde ich mir all das wünschen, was ich mir dieses Jahr nicht gewünscht hatte.

Ach ja, sie werden fragen, ob denn alle meine Wunschzetteltwünsche in Erfüllung gegangen waren. Nicht ganz:

Den Tretroller bekam ich, der war super, konnte nun mit meinen Freunden überall hinfahren und brauchte nicht mehr zu laufen! Aber kein Fahrtenmesser lag auf dem Gabentisch. „Ich wäre noch zu klein“ hätte das Christkind gemeint.

Dafür schenkte es mir noch einen ganz warmen Pullover, einen dicken Schal und auf dem Gabenteller lagen diesmal sogar zwei Tafeln Novesia Goldnuss.

Ehrlich gesagt:

Das war mehr als ich je erwartet hatte... und das Fahrtenmesser, das lieb ich mir bei Bedarf weiterhin bei Volker!

**- Bild- und Dokumentenmaterial
- zum Buche „Ut dä Blagentied“**



Die mittlere Bahnhofstraße in Höhe der Kreuzung Bismarckstr. /
Bahnhofstr. / Blücherstr. mit Blick auf die Höhen Linderhausens
im Jahre 1949. Links das Geburtshaus des Autors K.P. Schmitz
(Foto Privatbesitz Dr. Reinhardt Küper)



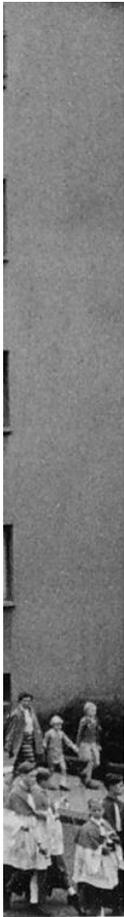
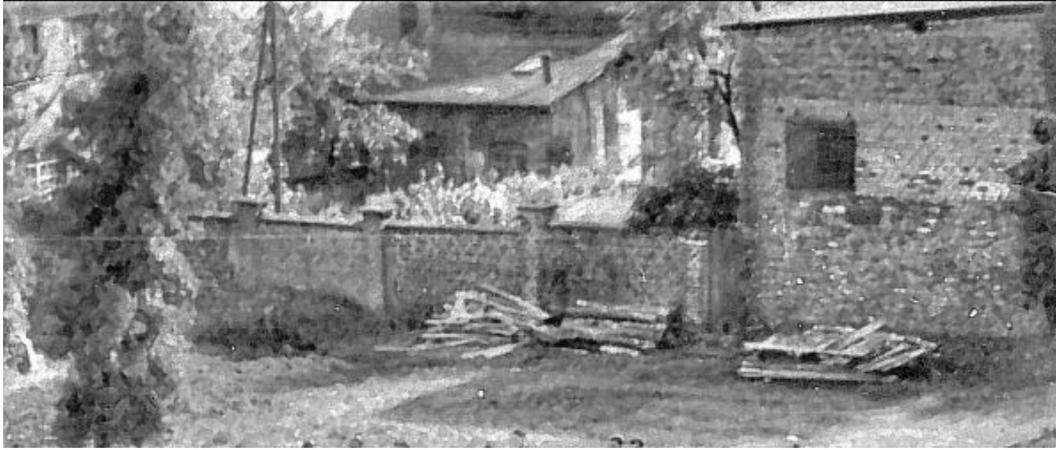
2. Dezember 1944. Eine Luftmine richtet zwischen Bahnhof- und Schulstraße schwere Zerstörungen an

rechts: Bahnhofstr. 36 - Müchler's Bau, den wir als Kinder komplett „entkernten“.



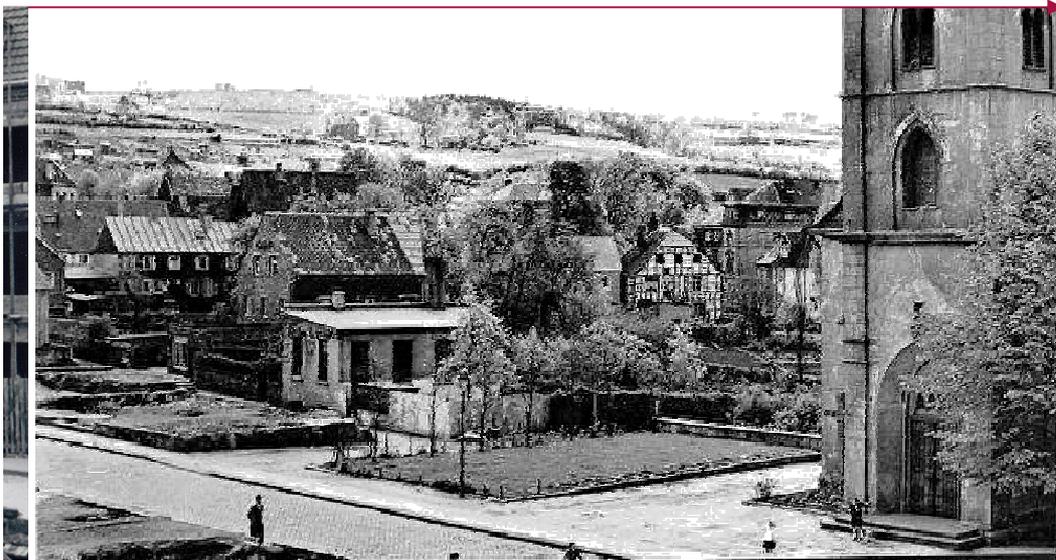






Oben: Die alte Friedhofsmauer, die die Hinterhäuser und Grundstücke der Bahnhofstraße 37 bis 49 vom kath. Friedhof trennte. Rechts: Aus dem Friedhof wurde ein wertvoller Park
Links: Fronleichnamsprozession 1953. Hinter den Schwestern des Marienhospitals die Bäckerei Jürgensmeyer. Im Vordergrund das leere Grundstück an der Bahnhofstraße
Hier stand früher Müchlers Haus



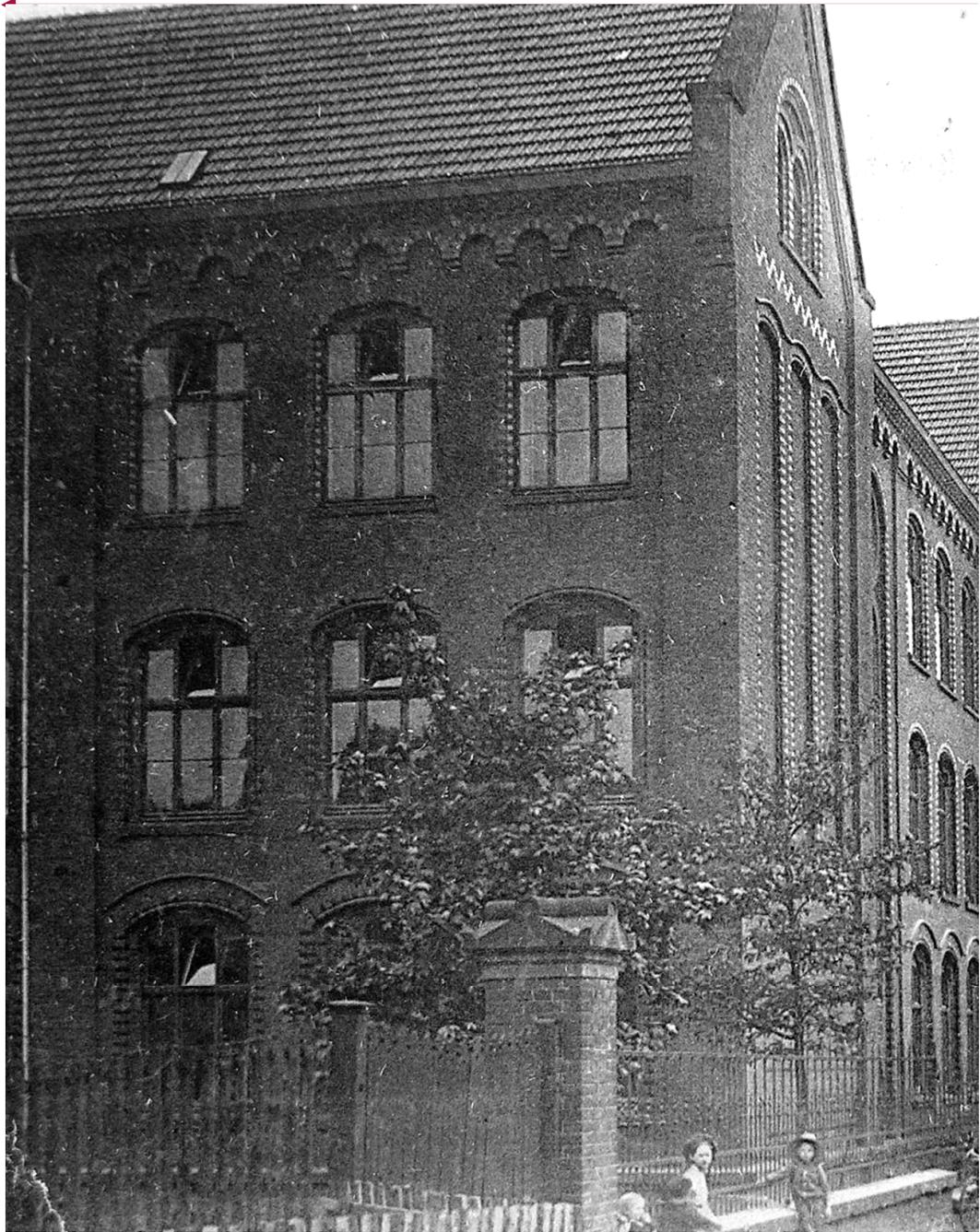


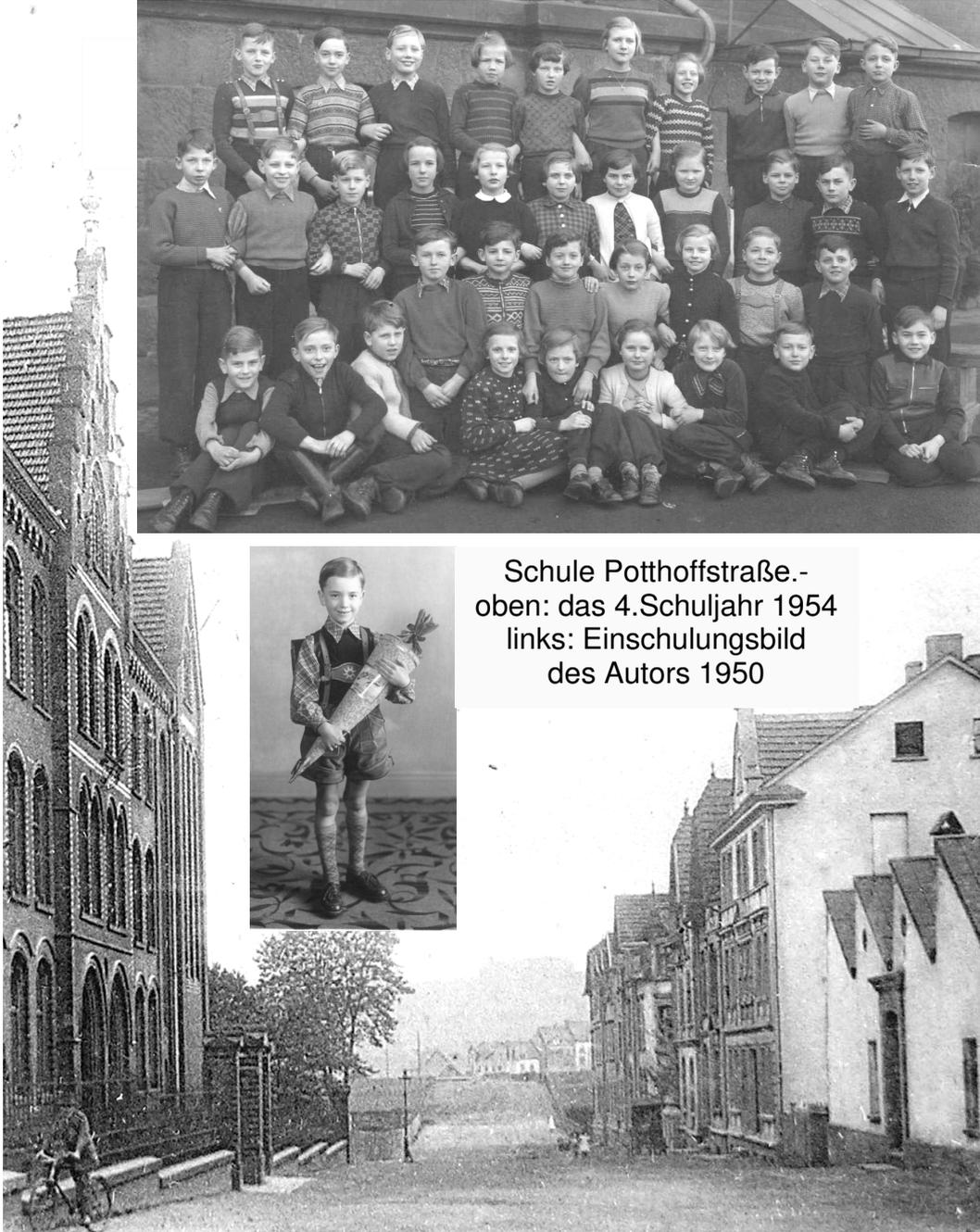
Die obere Bahnhofstraße
Trümmergrundstücke und
Wiederaufbau 1953 /54

Rund um den Märkischen Platz - hier im Vordergrund die Untermauerstraße: Wiederaufbau und Neugestaltung. Die Baracken rechts dienten als einstweilige Unterkunft derjenigen Geschäfte, die durch Bombardierung der Bahnhofstraße und Umgebung ihr Haus und ihre Bleibe verloren hatten









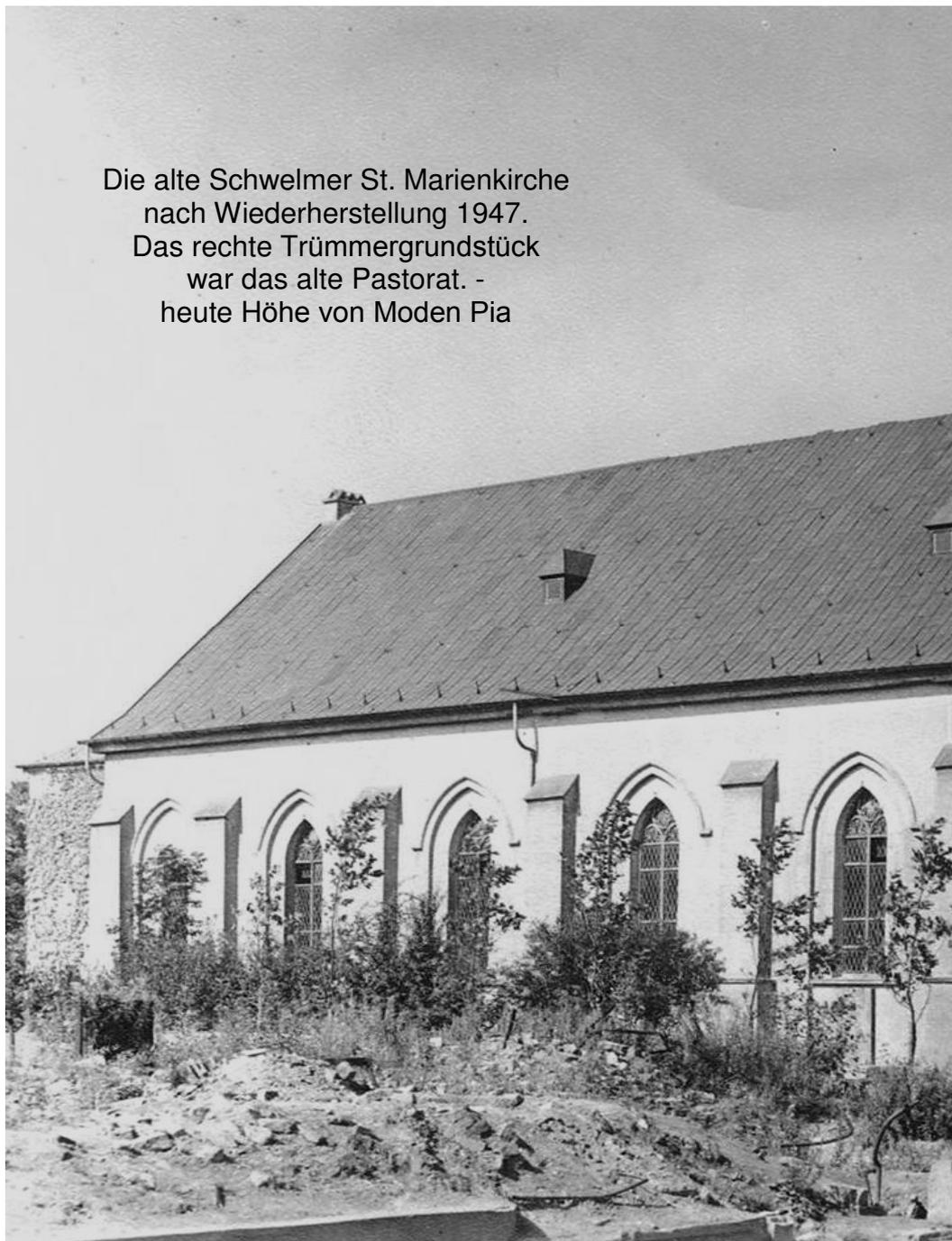
Schule Potthoffstraße.-
oben: das 4.Schuljahr 1954
links: Einschulungsbild
des Autors 1950





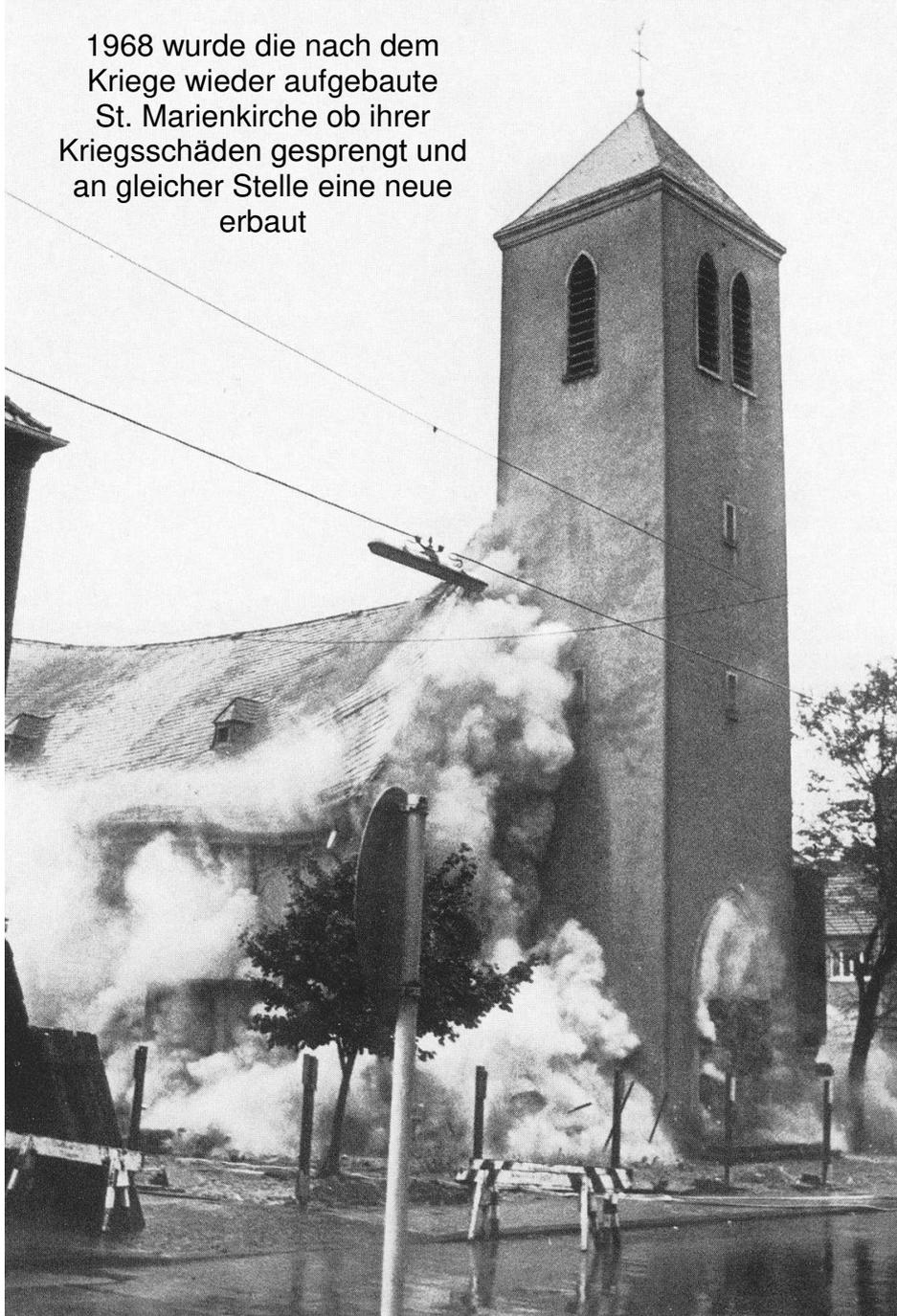
Die Schwelmer Innenstadt um 1950

Die alte Schwelmer St. Marienkirche
nach Wiederherstellung 1947.
Das rechte Trümmergrundstück
war das alte Pastorat. -
heute Höhe von Moden Pia





1968 wurde die nach dem
Kriege wieder aufgebaute
St. Marienkirche ob ihrer
Kriegsschäden gesprengt und
an gleicher Stelle eine neue
erbaut



Einmal rauchen wie die Großen. – Wir fanden das ja so toll, - denn derjenige, der rauchen konnte, der war nicht mehr klein, und der nicht mehr klein war, der hatte auch mehr zu sagen, - meinten wir!

So konnten wir kaum das Nikolausfest erwarten. Denn dann - ja dann gab es Stutenkerle, Stutenkerle mit Tonpfeifen. Andere Stutenkerle kamen für uns natürlich nicht in Frage. Nur - die Stutenkerle mit Pfeife waren sehr teuer, und deshalb gab es auch, wenn überhaupt, nur „einen“ zum Nikolausfest.

Früher hatten wir es ja schon einmal mit klein geschnittenem Laub versucht – das Rauchen Aber als wir „in die Jahre“ kamen, stand einem doch auch einmal richtiger Tabak zu - meinten wir. Aber woher nehmen und nicht stehlen?

Verführerisch waren sicherlich die Tabakblätter, die Opa nach der „Tabakernte“ im eigenen Garten, in unserer Gartenlaube zum Trocknen aufgehängt hatte. Aber die hütete er wie seinen Augapfel und hätte sofort gemerkt, wenn nur ein Blatt davon gefehlt hätte. Auch die Angst vor Strafe ließ es uns als ratsam erscheinen, die Finger von Opas Tabak zu lassen.

So meinte Volker: „Dann kaufen wir uns eine Iplik Zigarette, die gibt es lose und kosteten 3 Pfennige das Stück!“

Doch dieser Vorschlag fand keine Zustimmung, denn wer von uns hätte es gewagt, in einem Zigarettengeschäft *eine* Zigarette zu kaufen.

Guter Rat war nun teuer, doch Udo hatte wieder einmal eine gute Idee: „Wir holen uns die Kippen, die die Raucher wegwerfen!“

Gesagt getan. Ab sofort machten wir uns zu mehreren Trupps

zu je zwei Jungen auf, um auf diese Art Tabak zu besorgen.

Wir liefen hinunter zur Hattinger Straße bis zum Eingang des Eisenwerks. Hier warteten wir, bis die Arbeiter Feierabend machten. Die meisten von ihnen steckten sich dann auf ihrem Nachhauseweg eine Zigarette an. In sicherer Entfernung folgten wir ihnen und warteten darauf, dass sie den Rest der Zigarette wegwarfen. Was dann kam, ging blitzschnell. Die Kippe austreten, aufheben und weglaufen war fast eins. Es musste auch schnell gehen, denn hätte uns einer dabei erwischt, mit Sicherheit wären wie damals so üblich, ein paar Ohrfeigen fällig gewesen.

Nach erfolgreicher „Kippenergatterung“ entfernten wir das Zigarettenpapier und packten den Tabak in eine kleine Schachtel. Das Resultat war zwar nicht berauschend, weil alle aufgelesenen Kippen recht kurz waren. Doch als Hermann von zu Hause noch zusätzlich einen Zigarrenstummel mitbrachte, wir diesen zerkleinerten und mit dem Tabak vermischten, hatten wir so viel, dass sich jeder von uns sieben Jungens die Nikolauspfeife stopfen konnte.

Aber wo konnten wir in Ruhe „eine rauchen“, ohne dass es einer merkte? Der Platz hinter den dichten Sträuchern des Pfarrgartens und im Schutz der Hauswand erschien uns als sehr geeignet.

Yippy Jeh, war das ein Gefühl, mit richtigem Tabak in der Pfeife rauchen zu können. Wir fühlten uns unheimlich groß und stark, waren die „Kings“ doch nur ein paar Minuten lang!

Die Tonpfeifen wurden glühend heiß, der Tabak brannte auf der Zunge, die Spucke lief widerlich schmeckend im Munde zusammen, der Magen fing an zu rebellieren. Puh, - was wurde es uns schlecht. Nur keiner wollte der Erste sein, der es zugab.

Aber es kam noch schlimmer. Wir hatten nicht bedacht, dass sieben Pfeifen auch siebenmal Dampf abgaben, und das muss wohl gehörig viel gewesen sein!

So ergoss sich plötzlich ein unangenehmer Strahl Wasser über uns. Den einen traf es mehr, den anderen weniger. Als wir hochblickten, bemerkten wir erst, wo wir uns eigentlich versteckt hat-

ten: Unter dem Wohnungsfenster unseres Vikars. Das hatten wir nicht bedacht.

Dieser stand mit einer Gießkanne am Fenster, grinste breit und sagte ganz locker:

"Ja Jungs, da haben wir aber alle noch einmal Glück gehabt, dass wir das Feuer so frühzeitig löschen konnten. Wer weiß, was später daraus geworden wäre. Gut, dass ich so früh nach Hause gekommen bin!"

Wortlos schlichen wir uns im wahrsten Sinne des Wortes wie „begossene Pudel“ nach Hause. Unsere Eltern merkten Gott sei Dank nichts - und verpetzt hatte uns unser Vikar auch nicht.

Nur dass wir als Messdiener für die nächsten Monate den Dienst in den frühesten Messen und spätesten Andachten dauerhaft gepachtet hatten, und in der Schule von den Großen gehörig ausgelacht wurden, gab uns doch arg zu denken... .

Sage mir einer, wenn man zum ersten Mal in die Schule kommt, das wäre für einen Sechsjährigen so einfach! Wenn ich das alles vorher gewusst hätte, was da auf einen so zukommt, ich weiß nicht, ob ich überhaupt hin gegangen wäre! Dass mir meine Eltern am ersten Schultag eine große Tüte mit Süßigkeiten, Bundstiften und Malbuch schenkten, halte ich im Nachhinein noch für eine feige Erpressung und Vertuschung der Tatsachen.

Der Tag fing schon nicht gut an. Weil es aber ein besonderer Tag war, musste ich den Abend davor noch baden. Das war schon recht außergewöhnlich, denn es war ja noch kein Freitag. Trotz lautem Gezeter und Protest musste ich morgens das frisch gewaschene, karierte und fürchterlich kratzende Hemd und diesen scheußlichen ärmellosen Pullover anziehen. Dazu eine frisch polierte Lederhose und im Haar eine Haarklammer, das fanden die Erwachsenen „unheimlich süß“. Ich nicht! Tante Erika machte noch schnell ein Erinnerungsfoto auf unserem Hof - natürlich mit Schultüte. Dann ging es ab zur Schule.

Als ich mit meiner Mutter, den neuen Tornister auf dem Rücken, den Tafellappen links, den Henkelmann rechts heraushängend, Schultüte im Arm, den Schulhof an der Potthoffstraße betrat, johlten und piffen die anderen „größeren“ Schüler hinter uns her. „Da kommt ein I - Männchen!“ - „I - Männchen Kaffeekännchen, lass dein Püppchen tanzen!“ Ich war stinksauer und hatte dem einen Dicken am liebsten voll eine getafelt. Aber Mutter zog mich weiter in die Schule hinein.

„Warte nur, bis ich dich kriege!“ dachte ich, schnitt dem Dicken eine Fratze und streckte ihm die Zunge heraus. Meine Laune besserte sich auch nicht, als wir die Schule betraten. Sofort zur

Linken stand ein großer Kessel, in dem die Schulspeise hergerichtet wurde. Nichts gegen Schulspeise, aber das ganze Treppenhaus und die Flure stanken nach diesem süßen, klebrigen einfach ekelig schmeckenden gelben Maisbrei, den ich schon im Kindergarten gehasst hatte.

„Nicht schon wieder diese Pampe“, dachte ich, „denn dann hätte ich auch im Kindergarten bleiben können!“

Die Schule wurde mir immer unangenehmer, je weiter wir die Treppen hinaufstiegen und dem Klassenzimmer näher kamen. Die Holzdielen rochen nach Bohnerwachs und bevor ich das Klassenzimmer betrat, musste ich erst einmal bei einem Mann, das war der Hausmeister, meine Schultüte abgeben.

„Wehe, wenn ich die nicht wiederbekomme!“ Mutter beruhigte mich.

Gut, dass jetzt auch mein Freund Rolf mit seiner Mutter kam. Wir setzten uns zusammen in eine alte und vergammelte Holzbank, in die eine Anzahl von Schülern etwas hineingeschnitzt hatten. Am Interessantesten aber waren wohl die Tintenfässer, in denen sich aber keine Tinte befand. Mit Sicherheit wären wir alle beschmiert gewesen, denn jeder von uns steckte einmal den Finger hinein.

Dann kam ein Mann herein, groß gebaut, mit schütterndem Haar und barscher Stimme.

„Ruhe bitte! Ich bitte um Ruhe!“ Abrupt war Ruhe, man hätte eine Stecknadel fallen hören können. Zu den Eltern gewandt, die sich an der Klassenzimmerwand aufgestellt hatten sagte er:

„Hicking ist mein Name. Ich bin der Klassenlehrer ihrer Mädchen und Jungen! Sie können ihre Kinder in einer Stunde wieder abholen.“

Die Eltern verließen den Klassenraum, und auch die Annegret wollte mit. Es nahm einige Zeit in Anspruch, sie zum Bleiben zu überreden.

„Und nun zu Euch. Für euch hat heute ein neuer Lebensabschnitt begonnen. Ihr seid jetzt nicht mehr im Kindergarten, son-

dern in der Schule. Und da ist es am Allerwichtigsten, dass ihr immer auf den Lehrer hört. Wer das nicht macht, wird von einem Zauberstäbchen bestraft.“

„Aber als erstes lernen wir einmal, wie wir uns „Guten Morgen“ sagen. Also, wenn ich in die Klasse komme, dann ist absolute Ruhe. Dann steht ihr alle auf, stellt euch neben eure Bank und wenn ich euch begrüßt habe, sagt ihr laut und deutlich: „Guten Morgen Herr Lehrer! - Und das üben wir jetzt einmal!“

Wir übten, ich weiß nicht wie oft. Rolf hatte plötzlich keine Lust mehr und blieb sitzen. Das hätte er besser nicht getan. Sofort war Lehrer Hicking neben ihn, zog ihn am Ohr hoch und schrie ihn an: „Dir bringe ich schon Gehorsam bei!“ Alle waren eingeschüchtert, Rita fing an zu weinen, und das Aufstehen und Hinsetzen klappte auf einmal ganz hervorragend.

„ Und wenn ihr in eurer Bank sitzt, dann werden die Hände gefaltet. Die Hände sind in der Schule nicht zum Spielen da, sondern nur zum Schreiben.“ Und um seinen Worten Nachdruck zu verschaffen, öffnete er einen Wandschrank und holte ein bunt bemaltes Stöckchen heraus, welches er in einen Ständer auf das Lehrerpult stellte. Es war das besagte Zauberstäbchen.

„Dieses ist das Zauberstäbchen. Wenn ihr lieb seid, dann ist es ganz ruhig, wenn ihr etwas Verbotenes tut oder die Hände nicht gefaltet habt, dann tanzt es auf euren Hintern oder auf den Händen!“ Hermann glaubte das wohl nicht, seine Finger machten als Erster mit dem „Zauberstock“ Bekanntschaft.

Dann mussten wir unsere Schultafel herausnehmen. Lehrer Hicking malte derweil ein großes „A“, ein großes „B“ und ein großes „C“ an die Wandtafel. Ungelenk malten wir die Buchstaben ab. Bis morgen sollten wir damit die ganze Tafel füllen.

Endlich war unser erster Schultag beendet. Eingeschüchtert und mit hoch rotem Kopf war ich froh, als Mutter mich abholte. Ich bekam meine Schultüte wieder und als wir die Schule verließen noch meinen Henkelmann voll mit Maisbrei.

Bevor wir nach Hause kamen, ging es noch für ein offizielles Erinnerungsfoto zu Frl. Blagnis, der Photographin in unserem

Nebenhaus. Bis die erst einmal fertig war! Hand in die Tasche, Daumen raus. Schulranzen auf und neben mir, mit Schultüte und ohne Schultüte, es dauerte eine Ewigkeit.

Dann war ich endlich erlöst. Die Tafel war schnell voll geschrieben, was Muttern aber nicht sonderlich gefiel.

„Für heute lassen wir das einmal so! Aber ab morgen.. „

Sie sagte noch etwas von schön schreiben und von auf den Linien bleiben und noch irgendwie was anderes. Das hörte ich schon nicht mehr. Rolf hatte gerufen und wir beide zischten ab zum Spielplatz auf dem alten Friedhof. Kurz darauf kamen auch die anderen Jungs. Und mit denen, die schon in die Schule gingen waren wir der einhelligen Meinung, dass die Schule die überflüssigste Sache der Welt war!

Die Schatzsuche oder warum die Schwelme Kürtelbecke heißt

Da lagen sie nun wahrhaftig vor uns ausgebreitet, die Schätze von Udo, wertvolle Schätze, für uns unerschwinglich und selten obendrein. Neugierig und fast ehrfürchtig bestaunten wir, was Udo wieder einmal in seiner Schatzhöhle gefunden und mit zur Schule gebracht hatte.

So drängelten wir uns um Udos Schulbank, jeder wollte die Schätze sehen, jeder sie bestaunen. Und er hatte nicht zu viel versprochen, denn wer konnte schon einen Aluminiumkamm, ein altes verrostetes Feuerzeug, zwei leere Patronenhülsen, eine kleine Eisenkugel, zum Knickern bestens geeignet, eine Rasierklinge, vier lange verrostete Nägel, eine alte Gürtelschnalle und einen Jackenknopf mit Hakenkreuz darauf sein Eigen nennen, ... und was man dafür alles bekommen konnte!

„Ich trage 3 Tage deine Tonne (Tornister) nach Hause, wenn ich die Eisenkugel bekomme!“

„Ich gebe dir mein Schulbrot für die Patronenhülsen!“

„Ich mache deine Schulaufgaben für das Feuerzeug!“

„Für die Rasierklinge darfst du mal mit meinem Tretroller fahren!“

Udo genoss seine „Beliebtheit“ und wurde in der nächsten großen Pause sogar zum Kaiser in dem Laufspiel, „Der Kaiser schickt seine Soldaten aus“, gewählt. Jeder von uns wollte mit ihm gut sein, jeder aber auch den Ort erfahren, an dem man solche Schätze findet.

„Da liegen noch so viel tolle Sachen, aber leider kann ich sie nicht alleine 'rausholen. Wer mit mir gehen will, der muss 10 Pfg bezahlen und ein Stück Kreide besorgen.“

„Ihr müsst nämlich wissen, dass wir durch einen dunklen Tunnel müssen, und damit wir wieder herausfinden, malen wir eine durchgehende Linie an die Wand.“

„Gibt es da auch Messer?“

„Bestimmt, wir müssen nur tief genug hinein, da wo ich noch nicht war!“

Der Tag und die Nacht wollten nicht enden. Immer dachte ich an die vielen „Schätze“, die wir am nächsten Nachmittag finden und einsammeln würden. Die 10 Pfennig holte ich aus meiner Spardose. Ich war felsenfest davon überzeugt, dass 10 Pfennig nicht zu viel für die zu erwartenden „Schätze“ waren.

Am nächsten Tag stibitzte Rolf nach Schulende noch schnell die Kreide von der Wandtafel, Udo sammelte von jedem die 10 Pfennig ein und mit: „Seid heute Nachmittag um 4.00 Uhr pünktlich am Gaskessel!“ harreten wir herzklopfend der Ereignisse, die da auf uns zu kommen sollten.

Und so trafen wir uns. Es waren Rolf, Hermann, Jürgen, Volker, Martin, Udo und ich.

„Der Eingang ist gar nicht weit von hier“, erklärte Udo und führte uns durch die Bahnunterführung und dann über eine Wiese zum Ende einer großen Röhre, die in der Nähe des Bahndammes und der Schwelme zum Vorschein kam.

„Da liegen Schätze drin?“ fragte Volker ungläubig, und irgendwie überkamen uns arge Zweifel an eine gewinnbringende Schatzsuche. Hatten wir doch eher mit einer felsigen Höhle und einem Höhlengang gerechnet. Aber das hier war nichts weiter als das Ende eines großen Kanalrohres.

„Wir müssen da hinein“ sagte Udo, „da, wo es ganz dunkel ist.“

Er zog einen Kerzenstummel und Streichhölzer aus seiner Hosentasche und fragte: „Hat vielleicht einer Angst. Ich war schon über hundert Mal hier drin. Wollt ihr nun Schätze oder nicht?“ - Wir wollten!

Herrmann und Jürgen mussten draußen Wache stehen, denn mit dem Bauer, dem die Wiese gehörte, war nicht zu spaßen.

Das wusste ich noch aus der Zeit, als ich hier mit meiner Oma Löwenzahn gestochen hatte.

Wir betraten nun halb gebückt die dunkle Röhre. Mein Herz klopfte mir vor Aufregung und lauter Angst bis zum Halse heraus.

„Wenn wir uns da drin verlaufen und nicht mehr zurückfinden?“ schoss es mir durch den Kopf. Aber wir hatten ja die Kreide!

Nach ein paar Metern wurde es immer dunkler. Es roch ekelig und stickig, der Geruch würgte mir den Hals zu. Der Boden war glitschig, schwarz grün und mittig schlängelte sich ein kleines, schmutziges und stinkendes Rinnsal dahin, das vor der „Höhle“ in einer größeren Pfütze endete.

„Passt auf, tretet da nicht rein, in dem Wasser schwimmt die Sch... von allen Menschen aus Schwelm“, erklärte Udo. „Wenn wir etwas finden wollen müssen noch viel weiter hinein.“

Aber irgendwie wollte ich nicht mehr. Nicht nur, dass mir die ganze Sache anfang unheimlich zu werden, sondern es stieg auch Übelkeit in mir hoch. Mir war es schlecht, sogar ganz gehörig schlecht, ... und außerdem mehrte sich mehr und mehr meine Angst: „Kommt, wir gehen wieder zurück!“

„Guckt euch den an! Der alte Feigling, der hat schon die Hosen voll! Wenn du keine Schätze haben willst, dann geh zurück, wir gehen weiter, aber denk ja nicht, dass Du was abbekommst.“

Ich ging zurück. Die Abscheu vor dieser Kanalröhre und der Gestank ließen meinen Ekel in ungeahnte Dimensionen ansteigen. Als mir auch noch eine Ratte über den Weg huschte, hatte ich endgültig genug. Die Schatzsuche hatte sich für mich erledigt.

Hermann und Jürgen waren erstaunt, dass ich als erster wieder da war.

„Habt ihr was gefunden?“ „Noch nicht, die anderen suchen noch!“

Mittlerweile war die Sonne hinter einer großen dunklen Wolke verschwunden, und es sah ganz nach einem Gewitter aus. Als die ersten Tropfen fielen, setzten wir uns in den Röhreneingang,

um nicht nass zu werden.

Jürgen bemerkte es als erstes. Das kleine Rinnsal, welches aus der Röhre kam, war größer geworden und spülte eine Menge Unrat mit.

„Die sind da noch drin!“ durchzuckte es uns drei auf einmal. Wir schrien ihre Namen in die Röhre, immer und immer wieder. Das Rinnsal wurde größer, der Regen heftiger. Die Minuten verstrichen, von unseren Freunden war nichts zu sehen. Das Rinnsal wurde noch größer und floss schneller. Wir schrien aus Leibeskräften, unentwegt. Aus dem Rinnsal war ein kleiner Bach geworden. Wo blieben nur unsere Freunde?

Jürgen fing an zu weinen: „Die gehen alle tot“, schluchzte er. „Was sollen wir nur machen?“ Wieder und wieder riefen wir ihre Namen!

Es erschien uns wie eine Ewigkeit, das Wasser war noch höher gestiegen, und als ob der liebe Gott unsere Hilferufe erhört hätte, sahen wir auf einmal in der Röhre die Schatten unserer Freunde. Sie waren klatschnass, triefen vor Dreck, waren über und über mit Kot beschmiert und stanken fürchterlich. Noch zitternd und vor Angst bebend, fielen wir uns in die Arme. Aus dem Rinnsal aus der Röhre war in Minutenschnelle ein reißendes Gewässer geworden, welches sich mit dem übelsten Unrat in die Schwelme ergoss. An Schätze dachte keiner mehr.

Als sich das Gewitter verzogen hatte und die Sonne wieder schien, liefen wir zur Schwelme, um uns zu säubern. Damit es keiner merkte, wo wir gewesen waren „wuschen“ wir noch unsere Anzihsachen aus. Ich war unendlich froh, dass wir alle einem großen Unheil entkommen waren. Doch noch ahnte ich nicht, dass das nächste schon auf mich wartete!

Zu Hause angekommen, bemerkte jeder mein Aussehen, und natürlich rümpfte auch jeder die Nase weil ich gehörig stank. Alles wäre ja halb so schlimm gewesen, wenn ich nicht ein paar kleine Tierchen mitgebracht hätte, die normalerweise nur in Kloaken vorkommen. Von der Abwasserröhre erzählte ich nichts, doch dass wir an der Körtelbecke gespielt hatten, konnte ich

nicht verschweigen. Aber auch das war in Mutters Augen schon schlimm genug.

Um mich wieder sauber zu bekommen, griff Mutter zur Radikal-
kur! Sie stellte mich splitternackt in unserem Hof in eine kleine
Zinkwanne und mit Kernseife und einer sehr harten Bürste wur-
de ich abgeschruppt. Das gehörte wohl zu den noch schlimme-
ren Ereignissen des Tages, denn die Heidi aus dem Nachbar-
haus lag mit ihrer Freundin im Fenster und zogen mir hämische
Grimassen.

Als Mutter noch abends nach dem Gute-Nacht-Gebet warnend
zu mir sagte:

„Und dass du Dich unterstehst und auf den Gedanken kommst
in die Kanalröhre da unten zu kriechen“, dachte ich nur noch:
„Wenn Du wüsstest...!“

Am nächsten Tag sprach keiner mehr groß davon, aus Angst,
sich zu verraten. Rolf bekam noch wegen des Kreideklauens
vom Lehrer Hicking eine saftige Ohrfeige, wir von Udo die 10
Pfennig wieder, und nachmittags war unsere Kinderwelt schon
wieder in Ordnung.

... und warum die Schwelme von allen Kürtelbecke genannt wur-
de, das wussten wir nun auch.

Der Traum von uns Kindern waren Süßigkeiten. ... und wenn ich ganz ehrlich an meine frühe Kindheit zurückdenke, drehte sich eigentlich alles nur um die Frage: Wie kommen wir an Süßigkeiten!

Dabei war es uns eigentlich ganz egal, ob wir Bonbons, Napablocks, Sahnehörnchen, Salmiakpastillen oder Liebesperlen bekamen, Hauptsache es war süß und wir konnten ein wenig schluckern.

All diese Süßigkeiten aber hatten auch ihre Vor- und Nachteile: Salmiakpastillen z. B. konnte man als Stern auf den Handrücken kleben und lange daran lutschen oder sie mit Wasser auffüllen, dann bekam man ein Lakritz-Getränk

Sehr unkompliziert waren dagegen Liebesperlen. Sie schmeckten nicht nur gut, sondern man konnte sie auch am besten aufteilen.

Das Sahnecremehörnchen mit Schokoladenüberzug war das Wertvollste, kostete aber auch 10 Pfg. Doch die Change, ein kleines Gummipüppchen darin zu finden oder sogar ein Negerpüppchen, war einfach zu verlockend. -

Es war mitten im Sommer, ich meine es wäre 1954 gewesen, als wir Kinder Ferien hatten. Trotz ausdrücklichem Verbot stöberten wir mal wieder in Müchlers Ruine herum, um noch etwas Metall oder Blei zu finden, das wir beim Schrotthändler Bartel in der Kirchstraße zu Geld für Süßigkeiten machen konnten.

Da kam Rainer mit einer verblüffenden Neuigkeit:

„Ich habe gehört, die Maurer, die oben in der Bahnhofstraße arbeiten, bezahlen für jede Karre Steine 20 - 50 Pfg.!“ und er

musste es ja wissen, denn sein Vater war Polier bei der Baufirma Nicolay in der Untermauerstraße. Das war ja mal was! Alle waren begeistert.

„Wir haben zu Hause noch einen alten Bollerwagen, der hält bestimmt 100 Steine aus!“

„Wir haben in der Werkstadt dicke Schmiedehämmer und Meißel, damit kann man eine Mauer umhauen!“

„Und wir haben noch einen Hammer, der ist vorne ganz flach, damit kann man den alten Mörtel abschlagen!“

„Und wenn wir die Steine verkauft haben, dann holen wir uns Süßigkeiten!“

Wieder einmal ließ der Gedanke an Süßigkeiten unsere Arbeitslust in ungeahnte Höhen steigen. Voller Erwartungen gingen wir abends zu Bett. Zum ersten Mal konnten wir mal richtiges eigenes Geld verdienen und brauchten die Erwachsenen nicht immer anzubetteln.

Am anderen Morgen war Rolf schon um 8 Uhr da. Er hatte von seinem Vater, der im Krieg vermisst wurde, die alten Lederhandschuhe angezogen und war voller Tatendrang. Wir alle hatten uns unsere Taschentücher vor den Mund gebunden, um nicht den Lehmstaub von Jahrzehnten einzuatmen.

Irgendwie waren wir ein tolles Team und waren auch recht stolz auf unsere Arbeitsteilung. Die Großen hauten die Wände ein. Die etwas Kleineren holten die Steine heraus, die noch Kleineren befreiten die Steine vom Mörtel und die 3 Nachbarmädels luden die Karre voll.

Dann gings mit dem Bollerwagen und der Ladung Steine hinauf zur Bahnhofstraßenbaustelle. Einer zog, vier Jungen schoben. Für eine Karre Steine gab es zwar keine 50 Pfg, aber einen 10 Pfg.- Schein. Wir machten betretene Gesichter, denn mit so wenig Lohn hatten wir nicht gerechnet. Letztlich aber waren wir mit 10 Pfg einverstanden, denn 10 Pfg. waren besser als gar nichts!

Als wir am späten Nachmittag die dritte Ladung wegbringen wollten - ich glaube wir hatten die Karre ein wenig überladen -

brach diese in Höhe der Kirche zusammen. Die Großen hatten sie am nächsten Tag zwar wieder repariert, aber wegen der zerbrochenen Räder, für die es keinen Ersatz gab, war eine volle Wagenladung nicht mehr möglich. Rainers Vater reparierte den Bollerwagen dann recht fachmännisch, doch Steine durften wir nicht mehr damit transportieren - und damit war auch das Geldverdienen erst einmal zu Ende.

„Aber das alte Bleisyphon in der ersten Etage, das holen wir uns noch!“ Rolf wollte es unbedingt haben und schien auch bereit zu sein allen Gefahren zu trotzen.

„Wie willst Du denn daran kommen? Da ist doch gar kein Fußboden mehr und die alten Deckenbalken sind auch schon ganz locker!“

Aber Rolf wollte unbedingt das Syphon. Gelenkig wie er war, kletterte er die brüchige Treppenhaustreppe hinauf und begann über einen vier Meter langen freiliegenden Deckenbalken hin zum Siphon zu balancieren. Uns, die wir unten zusahen, stockte der Atem über so viel Wagemut.

Rolf schaffte es, den Syphon herauszureißen. Sich von dem Balken herunter hangelnd, sprang er dann die restlichen ein einhalb Meter herab. Wieder unten angekommen meinte er: „Das Geld dafür bekomme ich aber ganz alleine“.

Wir hatten letztlich alle nichts dagegen. Zusammen brachten wir das Syphon zu Bartel in die Kirchstraße. Rolf bekam 15 Pfg. dafür. Wir gönnten es ihm.

Als wir Müchlers Bau wegen Einsturzgefahr nicht mehr betreten durften, hatten zusätzlich auch die Erwachsenen Wochen hindurch ganze Arbeit geleistet. Im Innern des Hauses standen nur noch die Fachwerk- und Deckenbalken. Die Steine aus den Innenwänden hatten sie fast alle komplett „entsorgt“!

Frage: Haben Sie schon einmal drei 10 Pfennigscheine unter sieben Jungs und drei Mädchen aufgeteilt? Nein?

Dann kaufen Sie am besten Liebesperlen! Jeder bekam dann - ganz gerecht geteilt - 33 Stück. Und ich denke, das war ein enormer Verdienst, oder was meinen Sie?

Anfang der 50er Jahre hatte Opa alter Volksempfänger ausgedient und ein neues Radio musste her. Und wenn man sich schon etwas neues zulegte, dann sollte es auch das Neueste sein, aber zu erschwinglichem Preis, ... meinte meine Oma!

Auch unser Mieter Hermann Eckstein wurde diesbezüglich gefragt, der dann zu einem neuen Radiokauf bemerkte:

„Ich habe in der letzten Ausgabe der Radiozeitung für Amateurfunker gelesen, dass die neuen Radios jetzt neben MW, LW und KW auch UKW und sogar einen eingebauten Plattenspieler haben“.

„Paul, (so hieß mein Opa)“ entgegnete dann meiner Oma, „Hör auf Herrn Eckstein! Der muss es ja ganz genau wissen, der hat Ahnung. Ihn haben sie auch nicht erwischt, als er im dritten Reich verbotenerweise Feindsender gehört hatte. Auch heute noch beschäftigt er sich hobbymäßig mit Radios und Funken,“

Opa ließ sich zwar gerne beraten, hatte aber trotzdem seine eigene Vorstellung. Da er vor dem Krieg auch Radioapparate verkauft hatte, musste es ein Radio von „Phillips“ sein. „Die sind unübertroffen“, meinte er.

„Die machen die besten Geräte“ fachsimpelte er weiter und bestellte einige Tage später bei dieser Firma das Modell Mercur 54 M - mit Plattenspieler!

Dann kam der 29. Juni 1953, es war an einem Montag, der „Festtag Peter und Paul“ und somit auch der Namenstag von Opa und mir. An dem Tag hatten wir schulfrei und gingen traditionsgemäß morgens zur Kirche. Als wir nach Hause kamen, stand schon der Sperrguttransporteur vor dem Haus. Die Spedi-

tion Budde lieferte eine recht große Holzkiste an. Wir schafften sie nach dem Abladen in unsere Werkstatt um sie dort auszu-
packten.

„Da ist bestimmt das Radio drin“ rief ich und meine Vorfreude war grenzenlos. Und wahrhaftig, es war das Radio. Doch bevor wir es bewundern konnten musst erst einmal mit Hammer und Nageleisen der Bretterschlag der Verpackung entfernt werden. Dann kam eine riesige Menge Holzwolle, die ein kleineres Paket schützend umhüllte. Opa zog es heraus und öffnete es.

Oma, Mutter, mein Stiefvater Bernhard und meine Tante Erika begutachteten gespannt voller Neugierde das Auspacken. Als Opa das Radio herausgeholt hatte, erfasste alle ein recht ungläubiges Staunen.

Was war das für ein Radio! Es hatte Tasten für die Wellenbereiche, Drehknöpfe für Tenor- und Bassklang, sowie eine Senderwahl. Es war sogar mit einem Plattenspielerfach ausgestattet, bei dem man den Deckel aufklappen musste, um eine Schallplatte auflegen zu können.

Opa und mein Stiefvater brachten das wertvolle Stück die Treppe hinauf ins Wohnzimmer - und alle hinterher. Sie stellten das Radio auf Opas Wohnzimmertisch. Fachmännisch entfernte Opa noch schnell zwei Transportsicherungen, steckte dann den Stecker in die Steckdose und drückte danach den EIN Knopf. Das magische Auge wurde grün, ... und aus dem Lautsprecher kam - nichts, nur ein hässliches Rauschen.

„Ach, ich habe die Antenne vergessen, wo ist sie denn?“

So sehr wie wir sie auch in der Verpackung suchten, sie war nicht aufzufinden.

Doch Opa wusste sich zu helfen. Er ging in den Kabelkeller, schnitt drei Meter Kupferdraht ab und steckte diesen in die Antennenbuchse. Das Magische Auge zog sich zusammen, Musik erklang. Alle strahlten.

Jetzt kam der Plattenspieler dran. Auch hier musste erst einmal die Transportsicherung des Tonarms beseitigt werden. Opa un-

tersuchte den Tonarm und stellte fest, dass sich dort am Kopf ja gar kein Loch für eine Abspielnadel befand, wie es bei den alt hergebrachten Abspielgeräten so üblich war.

So musste Tante Erika zu Radio Kalthoff einige Häuser unter uns gehen und Tonnadeln kaufen. Der wunderte sich und meinte nur, für die neuen Plattenspieler brauche man keine Nadeln mehr!

Doch Opa wollte das nicht glauben! Er legte eine alte Schallplatte von Rudi Schuricke - Capri-Fischer auf (ich glaube die war von 1943) und stellte die Geschwindigkeit ein - 76 Umdrehungen!

Danach versuchte er vergeblich das besagte Loch im Tonarmende zu finden um dort die Nadel hereinzustecken. Aber es gab keins. Wie brachte man nur die Schallplatte zum Klingen?

Der Zufall kam ihm zur Hilfe, denn irgendwie hatte er unbewusst einen Knopf gedrückt, der die Abspielautomatik in Bewegung setzte. Diese Aktion ließ sich auch nicht rückgängig machen und so setzte der Tonarm mitten in der sich drehenden Schallplatte auf auch ohne Nadel! Da der Laut- und Leiseknopf auf volle Lautstärke gedreht war, erklang auf einmal, für alle unvorbereitet, „Bella bella Donna Marie, ich vergess Dich nie!“

Erschrocken hielten wir uns die Ohren zu, denn die Lautstärke war auf „volle Pulle“! Nun wusste auch Opa, das man keine Tonnadeln mehr brauchte.

Nachmittags musste dann mein Stiefvater Bernhard „mal eben“ weg. Als er wieder zu Hause war, sollten wir alle ins Wohnzimmer kommen, denn er hätte was besorgt - eine Überraschung für uns, so sagte er.

Gespannt harrten wir der Dinge die dann kamen. Mein Stiefvater öffnete den Plattenspieler, packte eine Schallplatte aus und legte sie auf. Kurze darauf erklang dann der damalige Gassenhauer:

„Anneliese, ach Anneliese, warum bist Du böse auf mich“ und weiter erschall „... doch ich kann es gar nicht fassen, dass du

mich hast sitzen lassen, wo ich von dem letzten Geld die Blumen hab' für dich bestellt; ... und, weil du nicht bist gekommen, hab' ich sie vor Wut genommen, ihre Köpfe abgerissen und dann in den Fluss geschmissen“

Meine Mutter, die Anneliese hieß, war ganz gerührt, kommentierte aber ganz lakonisch:

„Bernhard hat wirklich mal vergeblich mit Blumen auf mich gewartet. Wir hatten uns beide mit der Uhrzeit vertan. Damals hatte ich gedacht, dass er mich versetzt hätte und war darüber echt erbost ... er wohl auch!“

Es wurde noch ein langer, feucht fröhlicher Abend. „Anneliese“ wurde noch unendliche Male aufgelegt.

Als die „Alten“ dann einige Flaschen Bier und einige „Schnäpskes“ getrunken hatten, zusätzlich das Lied „Heimat Deine Sterne“ erklang, da schwelgte man in alten Kriegserinnerungen, sprach von der Jugendzeit und stellte fest, dass es einem eigentlich schon wieder ganz gut ginge.

Für mich war es „der“ Namenstag! Auch den habe ich bis heute noch nicht vergessen. Doch sagen Sie einmal selbst:

„Wer bekommt schon zum Namenstag ein Radio - und das noch mit Plattenspieler?“

Von einer Munitionssuche und einer zerschossenen Werkstattwand

Ich weiß nicht mehr, wer das Gerücht in die Welt gesetzt hatte, oberhalb des Döinghauser Spring hätten Soldaten eine MG Stellung gehabt und beim Rückzug viele MG Geschosshülsen zurückgelassen. Die habe bis heute noch keiner gefunden.

Das war doch etwas für uns. Geschosshülsen waren aus Messing und sehr wertvoll. Wenn man sie zum Schrotthändler brachte, dann gab es einen gehörigen Batzen Geld dafür. Der Gedanke daran setzte bei uns Kinder große Verlockungen frei:

„Wir kriegen bestimmt `ne Menge Süßigkeiten dafür!“

„Wenn man Munitionshülsen ins Feuer wirft, brennen die wie Zunder und zischen gehörig!“

„Vielleicht liegen da auch noch andere Sachen von den Soldaten?“

„Jürgen hat vor ein paar Tagen erzählt, er hätte dort beim Spaziergehen sogar ein Abzeichen mit Hakenkreuz gefunden!“

Dass beim Unternehmen „Munitionssuche“ auch gleichzeitig das Erkunden nach hinterlassenen Spuren des Krieges verbunden war, machte die Sache noch interessanter. Vielleicht reizte uns auch einfach das streng Verbotene, denn das, was wir vorhatten war lebensgefährlich. Wir hatten es heimlich schon des Öfteren gemacht - das Munitionssuchen. Bisher war aber noch nie etwas Schlimmes passiert! Warum sollte gerade jetzt einem etwas zustoßen?

Mutter brauchte natürlich von unserem Vorhaben erst gar nichts zu wissen. Sie hätte es sowieso verboten und es mit allen Mitteln unterbunden. So sagte ich nur zu ihr: „Wir wollen morgen alle zu Martin (der wohnte in der Martinstraße) gehen und im „Spring“ spielen. Darf ich auch?“ ... und das war nicht gelogen!

Ich durfte! Dann ermahnte sie mich noch und sagte: „Aber nur, wenn Ihr keine Dummheiten macht.“ Wenn Mutter gewusst hätte, was wir vor hatten... !

Als wir bei Martin waren, liefen wir als erstes zur Döinghauser Quelle, um dort unseren Durst zu löschen. Das Wasser war klar und erfrischend - im Gegensatz zum Wasser aus unserem Wasserkrahn zu Hause,

Dann begann die Suche nach Munition und anderen Kriegsgegenständen. In langer Reihe, immer mit einem Blick auf die Erde, suchten wir den Waldboden nach Munition ab. Dazu hatten wir uns Stöcke von den Sträuchern abgeschnitten, mit denen wir den Boden aufwühlten.

Zuerst fanden wir nichts, bis Hermann rief: „Ich hab was!“ Er hatte ein kleines Stück Metall gefunden, einen Granatsplitter! Es kam in Jürgens kleines Leinensäckchen, dass er vorsorglich von zu Hause mitgebracht hatte.

Mittlerweile waren wir schon fast auf dem Lindenberg angekommen und hatten noch nichts Wesentliches gefunden. Langsam hatten wir keine Lust mehr zu suchen und wollten schon wieder zurück in den Spring, als Udo rief:

„Hier ist was Hartes, ich glaube, das ist eine Kiste!“

Wahrhaftig, er hatte Recht. Halb im Waldboden versunken lag eine alte Munitionskiste - ein phänomenaler Fund! Martin wollte sie sofort ausbuddeln, um sie zu öffnen. Doch Rolf mahnte zur Vorsicht:

„Mach es ganz langsam und ruckel die nicht, man weiß nie, was da noch drin ist!“

Gespannt schauten wir Jungen zu, wie Martin die Kiste komplett ausbuddelte. Sie war nicht verschlossen. Langsam und vorsichtig hob er den Deckel hoch und zum Vorschein kamen 21 leere Maschinengewehr - Patronenhülsen.

„Yippie Yeh!“ Wir waren reich. Die Sahnehörnchen, das Kaugummi und die Bonbons rückten in greifbare Nähe.

„Halt - Stopp!“ Volker hatte sie zuerst entdeckt. Unter den Patro-

nenhülsen waren drei, in denen noch die Geschosse steckten.

„Bevor wir die Hüsen verkaufen können, müssen wir die erst entfernen!“

Rolf nahm sie und fragte: „Hat einer `ne Zange oder sowas ähnliches mitgenommen?“ Keiner hatte daran gedacht. Nun war guter Rat teuer.

„Wir haben in unserer Werkstatt einen großen Schraubstock und ganz viele Zangen, damit klappte das Entfernen bestimmt!“ bot ich meine Hilfe an.

Dieser Vorschlag gefiel allen, und das wollten wir, wenn wir am späten Nachmittag wieder zu Hause waren, auch gleich umsetzen. Die Patronensuche war zwar erfolgreich, aber drei leere Hülsen mehr waren eben auch ein Mehr an Süßigkeiten. Hätten wir es doch bei den leeren Hülsen belassen!

Da die Gesellen schon Feierabend gemacht hatten und auch Opa im Moment nicht da war, konnten wir ungestört in unsere Werkstatt. Rolf spannte die Patrone in den Schraubstock und versuchte das Geschoss mit einer Zange aus der Hülse zu brechen. Vergeblich, es saß „Bomben“ fest. Egal was wir auch unternahmen, das Geschoss blieb in der Patronenhülse.

„Hau mal hinten drauf“ machte Udo einen Vorschlag, dann fliegt das Geschoss bestimmt von alleine raus!“ Wir alle fanden diesen Vorschlag recht logisch.

Gesagt, getan! Volker spannte die Patrone so in den Schraubstock, dass rechts an den Schraubstockbacken nur noch das Zündhütchen zu sehen war. Vorsichtshalber öffneten wir das Fenster, auf das die Patrone zeigte. Für alle Fälle, man wusste ja nicht, wie weit so ein Geschoss flog. Aber hier sahen wir keine Gefahr, weil nach 20 Metern die Friedhofsmauer stand. Die würde schon das Geschoss aufhalten.

Wer sollte aber nun auf das Zündplättchen hauen? Wir lösten dieses Problem mit „Schnick schnack schnuck“, Rolf war wieder der „Glückliche“.

Gehörig Herzklopfen hatten wir schon, als Rolf sich einen alten

Schmiedehammer nahm. Dann rief er:

„Alle Mann in Deckung!“ und schlug zu. Es passierte - nichts. Rolf schlug noch einmal zu - wieder nichts.

„Du musst auch besser zielen“, feuerte Hermann ihn an und nahm vorsorglich unter die Werkbank Deckung. Dort könne ihm ja nichts passieren, meinte er.

Der dritte Versuch von Rolf war im wahrsten Sinne des Wortes „durchschlagend“. Mit einem ohrenbetäubenden Knall löste sich das Geschoss. Alle von uns hatten sich vorher Ohren und Augen zugehalten. Als wir die Augen nach dem Knall wieder aufmachten, staunten wir nicht schlecht. Das Geschoss war nicht durch das Fenster geflogen, sondern hatte erheblich daneben ein großes Loch in die aus Holz bestehende Werkstattwand gerissen. Ach du meine Güte, das war nicht mehr zu reparieren und Ärger `mal wieder vorprogrammiert!

Ich glaube, so schnell wie damals waren die Jungs noch nie aus unserer Werkstatt abgehauen. Nur Rolf und ich standen noch ganz blaß und verdattert da, als durch den Knall aufgeschreckt, Opa in die Werkstatt stürmte.

Was dann passierte, das brauche ich wohl keinem mehr genauer zu beschreiben. Sie können es sich sicherlich denken!

Opa sah das Loch in der Wand, Rolf mit dem Hammer, mich daneben und die Patronenhülse im Schraubstock. Mit einem: „Jetzt reicht's“ und einigen anderen deftigen Worten, schnappte er uns beide und verhaute uns gehörig den Hosenboden. Zusätzlich bekamen wir von unseren Eltern noch Hausarrest.

Auf Grund dieses Ereignisses haben wir nie wieder Munition gesucht oder gar gesammelt. Aber die Sahnehörnchen, die wir vom Verkaufserlös der gefundenen Patronenhülsen kauften, die waren einfach köstlich. Sie schmeckten ganz hervorragend und ließen uns alle „Unannehmlichkeiten“ schnell vergessen!

Aber das brauchte ja keiner von den Erwachsenen zu wissen! Oder was meinen Sie?

17 | Der Kohlentransport

Ein Telefon ist eine ganz bedeutsame und nützliche Erfindung. So läutete es eines Tags schon am frühen Morgen. Oma hob den Hörer ab und ich hörte nur, wie sie ganz überrascht sagte:

„Ja guten Morgen Emil, das ist aber eine Überraschung. Seit wann habt ihr denn Telefon?“

Und dann hörte ich sie nur sagen: „Das ist aber toll, da freuen wir uns aber. Ich werde sofort Bernhard fragen, ob er einen Wagen bekommt!“

Sie erzählten sich noch etwas von der Familie, denn Onkel Emils Frau war Opas Schwester. Leider war sie schwer Nervenkrank. Sie hatte die vielen Bombenangriffe einfach nicht verkraftet.

Als Oma auflegte fragte mein Opa, der gerade sein Frühstück zu sich nahm: „War das Emil? Was wollte er? Hatte er was Wichtiges?“

„Stell Dir mal vor Paul, Emil hat Anthrazitkohle für uns - eine ganze Wagenladung voll. Nur müssten wir sie in Langendreer abholen!“

Zu mir gewandt sagte Oma dann noch: „Onkel Emil arbeitet in Langendreer als Steiger in der Zeche Mannsfeld und bekommt des Öfteren ein Deputat Kohle umsonst. Und das können wir uns holen!“

Anthrazitkohle! Opa wurde auf einmal ganz hektisch. Ein unbezahlbares Geschenk. Aber woher einen LKW bekommen? Das war fast unmöglich! Da war guter Rat teuer.

Die Rettung kam durch meinen Stiefvater Bernhard, der an diesem Tage erst zwei Stunden später zur Arbeit musste, und auch

das Telefonat mitbekommen hatte:

„Ich kann mir bei der Agfu (heute AVU) einen LKW leihen. Will einmal sehen, ob ich ihn für morgen bekommen kann.“

Er bekam ihn!

„Wenn Du willst, kannst Du ja mitfahren“, machte Bernhard mir ein tolles Angebot. Ich nahm es freudig an. Auch unser Altgeselle Fritz sollte mitfahren, was sich noch als sehr nützlich erweisen sollte!

So machten wir drei uns am anderen Morgen auf den Weg nach Langendreer. Aber was hatte Bernhard sich da für einen LKW ausgeliehen!

Es war ein uraltes Modell aus Kriegszeiten und hatte noch einen Holzvergaser hinter dem Führerhäuschen. Der sah so ähnlich aus wie unser alter Badezimmerofen. Bernhard sagte:

„Bevor wir fahren muss ich noch zur „Tankholzstelle“ Buchenscheite kaufen“, - denn das sogenannte Tankholz trieb, wenn es in diesem komischen „Badezimmerofen“ verbrannte, das Auto an.

Die Gänge und die Bremsen ließen sich so schwer bedienen, dass Bernhard ganz schön ins Schwitzen kam. Der Wagen war so gut wie nicht gefedert, und wir spürten jedes kleines Schlagloch.

Am Schlimmsten aber war, dass der LKW auf gerader Strecke nur knapp 65 kmh Spitzengeschwindigkeit entwickelte und somit die Fahrt nach Langendreer endlos erschien.

Hier angekommen wartete Onkel Emil schon sehnsüchtig auf uns, denn er bewachte schon seit einiger Zeit einen riesigen Kohlenberg, den ein Zechen LKW vor seinem Haus abgekippt hatte.

Einstweilen nahmen sich die Erwachsenen erst einmal die Zeit für eine gemeinsame Tasse Kaffee. Es war richtiger Bohnenkaffee! Das musste sein, denn erst einmal musste das Neuste vom Neuen aus den Familien ausgetauscht werden.

Dann fingen Fritz und Bernhard an, mit Kohlenschaufeln den

LKW mit der Kohle zu beladen. Onkel Emil half dabei, derweil ich mich in Tante Marias Garten am Obst rundherum satt aß.

Nach knapp einer Stunde war die Ladefläche des LKW voll, ja sogar übervoll. Da Tante Maria uns noch eine Menge Obst und Gemüse in zwei Kisten eingepackt hatte, und die auf den Beifahrersitz gestellt hatte, mussten Fritz und ich auf der Ladefläche zwischen den Kohlen Platz nehmen. Als Bernhard versprach auch sehr vorsichtig zu fahren, war unsere aufgekommene Skepsis ein wenig verflogen.

Die Fahrt ging auch ganz gut voran, bis wir in Witten zum Bommer Berg kamen. Nach ungefähr 100 Metern bergauf machte der Wagen plötzlich: „Plöb, plöb, plöb“, und er fuhr nicht mehr weiter. Die Ladung Kohle war einfach zu schwer, der LKW überladen!

Bernhard fluchte, ich hatte Angst (aber nur ein wenig) und Fritz bemerkte treffend: „Wir müssen etwas unternehmen, sonst stehen wir noch morgen hier.“

Fritz wäre aber nicht Fritz gewesen, wenn er keine Lösung für dieses Problem gehabt hätte. Als zwei größere Jungen bei uns vorbeikamen, sprach er sie an und fragte:

„Wollt ihr Kohlen, soviel Kohlen wie jeder tragen kann? Dann holt eure Freunde und schiebt uns den Berg hinauf!“

Bernhard hielt von diesem Unternehmen nichts, hatte aber auch keinen besseren Vorschlag! Die Jungen liefen fort und wir trauten unseren Augen nicht, dass sie in kürzester Zeit mit bestimmt zehn weiteren Kindern, Groß und Klein, mit Eimern, Schütten und sogar mit einer kleinen Badewanne, zurückkamen.

„Kriegen wir auch dann wirklich Kohlen, wenn wir schieben?“ Bernhard nickte und Fritz versprach es.

Erst wurde noch einmal gehörig Holz nachgelegt, dann ließ Bernhard den Wagen bis zum Berganfang langsam zurückrollen. Mit ein wenig Schwung und den schiebenden Kindern schafften wir es zwar ein wenig weiter, aber dann war wieder Schluss.

Wieder hatte Fritz eine Idee. Er rief die Kinder zu sich und sagte:

„Macht jetzt Eure Eimer und Behälter voll, aber dann müsst ihr mir versprechen, zurückzukommen, um es noch einmal zu versuchen. Sie versprachen es.

Mittlerweile hatte sich die Kunde, „für einen Kohlenwagen schieben bekommst du Kohle“, bei einigen Anwohnern des Bommer Berges herumgesprochen. Nun kamen auch Männer und Frauen, die beim Schieben mithelfen wollten, denn alle wollten von der Kohle etwas abhaben.

Bernhard und Fritz füllten ihre Behälter, die ihnen die Menschen anreichten. Und ich sorgte dafür, dass keiner auf den Wagen kletterte.

Als der Berg Kohle erkennbar geringer geworden war, und die Leute ihre Kohlen hatten, starteten wir den nächsten Versuch. Bedingt durch viel weniger Gewicht und die dazu gekommenen Erwachsenen, schafften wir es mit „Ach und Krach“ den Berg hinauf. Anhalten konnten wir aber nicht mehr, wer weiß, ob der Wagen wieder angefahren wäre. So konnten Fritz und ich den Leuten aus Dank nur zurückwinken.

Mit dem nun weniger beladenen Wagen schafften wir ohne anzuhalten den Wag bis nach Schwelm hinein.

Zu Hause wurden wir mit einem freudigen „Hallo“ begrüßt. Alle waren glücklich, dass die Fahrt gut abgelaufen war. Oma war ganz entzückt von dem vielen Obst und dem Gemüse. Vor allem Fritz waren alle sehr dankbar.

„... aber in der nächsten Zeit müssen wir nicht noch einmal den halben Bommerberg mit Kohle versorgen“ grinste der sich eins, steckte sich dann zufrieden eine „Selbstgedrehte“ an und sagte:

„Jetzt geh ich mir erst einmal ein Glas Bier trinken.“ Sprach´s und verschwand in Ditmars Gaststätte.

Zum Schluss schüttete Bernhard die Kohlen auf den Bürgersteig direkt vor unser Kohlenkellerfenster. Weil alle mit schüpften, waren die Kohlen schnell im Keller eingebunkert.

Der Winter war gerettet, er konnte kommen!

Von einer Geisterbahn, einer Raupe und einer Losbude

Kirmesmusik klang herüber. Bis in mein Kinderzimmer hinein roch es verführerisch nach Bonbons und gebrannten Mandeln. Oma hatte mir heute zwei Mark geschenkt, damit ich morgen zur Kirmes konnte. Und so muckelte ich mich glücklich und voller Vorfreude in mein Federbett ein.

Bevor ich einschlief dachte ich daran, was wir Jungs morgen alles wohl erleben würden. Neben Raupe und Riesenrad sollte sogar eine Geisterbahn aufgebaut worden sein! Und so stand eines für mich felsenfest, dass meine Freunde und ich da bestimmt `mal hingehen würden.

So machten wir uns am anderen Tag nach der Schule auf den Weg zur Kirmes, Rolf, Hermann, Volker, Udo, Jürgen und ich. Als erstes rannten wir - wie jedes Jahr - zum Knusperhäuschen zu Frau Birkel, um uns für 10 Pfennig Bonbonbruch (das waren die kaputten Bonbons) zu kaufen. Das war die so genannte „Kirmeswegzehrung“ und gehörte einfach dazu!

„Sechs mal Bonbonbruch für `nen Groschen“.

Frau Birkel sah gar nicht aus wie die Hexe aus dem Märchenbuch, wie manche es uns weismachen wollten. Manche behaupteten das einfach. Uns aber war sie sehr vertraut und kannte uns schon, denn wir kamen ja öfter. Und weil heute Kirmes war, fanden wir im Bonbonbruch auch ein paar Ganze. Zufrieden mit der bekommenen Menge ging es schnurstracks dann zur Geisterbahn.

„ Da müssen wir rein!“ sagten Udo, Rolf und Volker, denn die Großen hatten in der Schule gesagt, dass eine Fahrt absolut gruselig sei und nur die Mutigsten sie überständen. Sollte dann mal einer sagen, wir wären nicht mutig!

Ein paar Meter davor blieben wir stehen. Nur nicht zeigen, dass wir beim Anblick der Monsterbilder ein gewisses Unbehagen empfanden! Aber wir waren ja zu sechs, was sollte da schon passieren?

Wir alberten ausgelassen herum, um jedem zu zeigen, wie „super toll“ wir waren und lutschen genüsslich unsere Bonbons.

„Kommt, wir gucken erst einmal, ob wir was sehen“

“Geh nicht zu nah ran, du weißt die Großen haben gesagt ...“

“Die sind doch doof, die wollten uns nur bange machen...!“

Wir gingen zum Absperrgitter und lehnten uns erst einmal ganz vorsichtig zur Geisterbahn herüber. Mit aufmerksamen Seitenblick beobachteten wir das Geschehen auf das Genaueste. Ein paar Schienen kamen aus der rechten Öffnung und verschwanden weiter links wieder in einer anderen Öffnung. Ich versuchte hineinzugucken, doch es war dahinter auf beiden Seiten stockfinster. Unheimliche Schreie, lautes Quietschen und Scheppern erklang, aber man konnte nichts sehen. Und da sollte ich freiwillig rein?

Und dann der Typ, der in der Kasse saß! Der gehörte sicher zu den Geistern oder war verwandt damit. Der sah vielleicht unheimlich aus! Dünn und mit fahlem, kantigen Gesicht, mit einem alten, verschlissenen Frack bekleidet und einem Zylinder auf dem Kopf, so starrte er uns mit seinen fast weißen Augen durchdringend an.

„Na, die Herren trauen sich wohl nicht?“

Seine Stimme klang frostig und unheimlich. Geister sind sicher so, dachte ich. Ein Rumpeln war aus der rechten Öffnung zu vernehmen.

"Die Geisterbahn kommt!" rief Udo ganz aufgeregt.

Gleich darauf schoss ein kleiner Zug mit fünf Wagen aus dem Tunnel. Die Wagen waren bunt lackiert und hatten Platz für jeweils zwei Personen. Zu unserem Erstaunen stiegen Willi und Frank, das waren die Großen aus der Klasse über uns, aus den hinteren Wagen und liefen lachend dem Ausgang zu.

"Na ja, besonders verschreckt sahen die Beiden ja wirklich nicht aus", dachte ich. Und als ich noch hörte, dass Willi zu Frank sagte:

"War das alles? Das sollte gruselig sein?" hatte ich auf einmal irgendwie keine richtige Lust mehr auf die Geisterbahn, denn 20 Pfennig für „nicht gruselig“ das war mir einfach zu viel!

So sagte ich:

"Seid ihr sicher, dass wir da rein wollen? Ich fahr nicht mit! Habt ihr denn nicht gehört, dass Willi und Frank sagten, sie hätten es total langweilig gefunden?"

Das alte Klappergestell von Kartenverkäufer hatte meine Worte mitbekommen. Ich hatte wohl zu laut gesprochen. Er warf mir einen grimmigen und fürchterlich unheimlichen Blick zu. Ich weiß nicht, aber ich glaube, am Liebsten hätte er mich verwurstet.

"Klar wollen wir da rein." sagte Udo über meine und Jürgens Schulter hinweg zu mir und wedelte mit einem verknitterten Zweimarkschein herum. "Ich bezahle für alle. Das wird ein Riesenspaß, glaubt es mir!"

Die andern wollten auch. Rolf und Hermann zogen noch beide die Schultern hoch, ganz nach dem Motto: „Na ja, wenn er bezahlt!“.

Dann verschwanden die Wagen in der rechten dunklen Öffnung, um nach einer geraumen Zeit wieder aus der linken zum Vorschein zu kommen.

„Na wie war´s?“ fragte ich. „Geht so!“ bekam ich zur Antwort.

Nur Rolf war ein wenig blaß im Gesicht. Na? Der hatte doch wohl nicht...? Wir sprachen nicht weiter darüber!

Dann zogen wir lachend und scherzend erst einmal zum Riesenrad, denn die Kirmes bestand ja nicht nur aus einer Geisterbahn. Wir passten alle in eine Gondel und fanden es besonders aufregend, wenn wir auf der obersten Spitze stehen blieben. Da konnten wir nicht nur weit über Schwelm, sondern auch bei einigen Leuten ins Fenster gucken.

Besonders attraktiv war natürlich auch für uns die Raupe. Den

ganzen Tag über erklangen dort die neusten Schlager, darunter auch das Lied: „Glaube mir, glaube mir!“ Wir Jungs ergänzten es und sangen weiter: „ ... Schmirgel ist kein Klopapier.“ Dabei dachten wir an das harte Toilettenpapier aus Zeitungen, dass man erst mehrmals hin und her rubbeln musste, damit es weich und benutzbar wurde.

Weiter oben zur Kasse hin standen immer die älteren Jungs und pussierten mit den Mädchen.

„ ... und wenn das Verdeck zuklappt, dann küssen sie sich“ wusste Rolf das ganz genau, denn sein älterer Vetter Hans Herbert hatte ihn diesbezüglich „voll“ aufgeklärt.

Ich wollte es genau wissen, - das mit dem Küssen. So spendierte ich Ursula, die bei uns gegenüber wohnte, eine Freifahrt. Aber das war eine Fehlinvestition, denn als das Verdeck herunterklappte, wartete ich vergebens darauf, dass Ursula mich küsste. Und als ich dann meinen ganzen Mut zusammen nahm, um sie zu küssen, da klappte das Verdeck wieder auf. So musste ich noch einige Zeit warten um zu erfahren, wie das war - mit dem Küssen.

Vielleicht klappte es dafür um so besser an der Losbude?

Genau wie die Raupe, die Geisterbahn oder das Riesenrad, ließ die mit ihren tollen Gewinnen bestückte Losbude unsere Kinderherzen höher schlagen. Wie beneideten wir Bernd aus der Bismarckstraße, der bei der Freien Auswahl einen riesigen Teddy gewonnen hatte.

Doch uns Jungs reizte heute nicht der Teddy, obwohl ihn jeder gerne gehabt hätte, nein, heute hatten wir nur einen Blick auf den großen Eimer mit diversen Essenssachen und Getränkeflaschen. Begierig begutachteten wir diesen wertvollen Gewinn, den uns der Losverkäufer gerne zeigte. Butter, echte Butter, Margarine, Leberwurst, Blutwurst, Eier, Öl, Speck und eine kleine Flasche Korn, das war doch was!

„Einmal die freie Auswahl und die ganzen Sachen gehören Euch, der Hauptgewinn ist hier noch im Körbchen, garantiert!“

Ich glaubte dem Losverkäufer und sagte zu meinen Freunden:

Kommt, wir schmeißen zusammen! Für eine Mark erhalten wir sechs Lose, eins mehr, als wenn wir sie einzeln kaufen würden. Gesagt getan!

Wir zogen die kleinen Ringe von den Losröllchen und jeder musste sagen, was er hatte:

Rolf - Niete, Hermann - Trostpreis, er bekam einen Dauerlutscher dafür, Volker - Niete, Udo - Niete, Jürgen - Niete.

„... und was hast du?“, fragte mich Hermann.

Bei mir lies sich der Ring nicht so schnell abziehen. Da es etwas länger dauerte, schauten mir alle mit gespannter Erwartung über die Schulter. Als ich es ausgerollt hatte, erklang ein jubelnder Aufschrei. Auf dem Los stand: „Freie Auswahl“ Wie liefen zum Losverkäufer. Der grinste und sagte:

„Sagt bloß, ihr habt wirklich die freie Auswahl! Wollt ihr den Teddy oder wollt ihr den Eimer mir Essenssachen?“ Wir wollten den Eimer!

Mit dem Eimer an der Hand ging's jetzt ganz schnell nach Hause, um alles aufzuteilen. Einer bekam die Wurst, einer die Butter usw. und ich, weil ich das Gewinnlos gezogen hatte zu den Eiern noch den Schnaps und den Eimer dazu.

Ich glaube Hermann war besonders glücklich, denn er konnte seinen Lutscher für sich alleine genießen und brauchte uns auch nicht daran lecken zu lassen.

Es sollte der einzige Hauptgewinn meines Lebens bleiben! Ich habe nie wieder etwas Großes gewonnen, geschweige denn die „Freie Auswahl“ gezogen!

**Von Knallkorkenpistolen, einer
Boxbude oder wie wir Günter
gerettet haben.**

Wieder einmal stand Heimatfest mit „Kirmes, Jubel, Trubel und Heiterkeit“ vor der Tür! Verständlich, dass wir Kinder wie jedes Jahr nicht mehr zu halten waren. Jede freie Minute verbrachten wir nun auf der Kirmes, schauten den Kirmesleuten schon donnerstags und freitags beim Aufbauen zu. Wir bestaunten all die vielen Fahrgeschäfte und Buden, die in diesem Jahr zur Heimatfestkirmes gekommen waren.

Dieses Mal war es nicht die Geisterbahn, die uns in ihren Bann zog, nein es waren außer den großen Karussells zwei andere „Attraktionen“: Die große Boxbude neben der Commerzbank, in der man sich sage und schreibe 20 Mark verdienen konnte und der Spielzeugstand, wo es Knallkorkenpistolen für 50 Pfennig gab.

Am Samstag bekamen wir dann endlich unser Kirmesgeld. Der erster Weg führte dieses Mal zum Spielzeugstand. Eine Knallkorkenpistole, das war doch einmal etwas anderes, als die doofen Kartoffel- oder Wasserpistolen.

„Hoffentlich haben die da auch für jeden eine!“ meinte Rolf.

Seine Furcht war unbegründet. Der Kauf war schnell getätigt, nun fehlte uns nur noch die Munition.

„Wir hätten dann noch gerne 30 Knallkorken!“ sagte Hermann und zückte schon seine Geldtasche.

„Nein, nein, meine Freunde, die darf ich Euch nicht verkaufen, da müsst ihr schon einmal sehen, dass ihr die irgendwo anders bekommt“ sagte der Verkäufer. - Mensch, was waren wir sauer!

„Dann wollen wir auch die Pistolen nicht!“ sagte Udo und forderte sein Geld zurück. Da hatte der Verkäufer aber richtig etwas

dagegen. Trotz Betteln und Bitten, Schimpfen und Drohen, die Eltern zu holen, ließ er sich nicht erweichen. Als es ihm mit uns zu viel wurde, drohte er uns Ohrfeigen an. Da wir aber keine Lust auf ein paar Ohrfeigen hatten, wollten wir es nicht auf eine Auseinandersetzung ankommen lassen und zogen bedröppelt und schimpfend von dannen.

„Kommt, wir fragen einmal bei Clever nach!“

Clever war ein Waffengeschäft - ein bisschen weiter oben rechts. Wer richtige Waffen und Munition verkaufte, der hatte auch sicherlich Knallkorken. Wir sechs Jungens stürmten in das Geschäft.

„Haben Sie Knallkorken?“ fragte ich.

„Habe ich, aber ich glaube nur noch acht Stück. Es waren schon so viele Jungens hier, die welche haben wollten. Darauf war ich nicht vorbereitet.“

Herr Clever holte eine kleine Schachtel hinter der Ladentheke hervor, in der in feinen Sägespänen die Knallkorken lagen. Wir strahlten über das ganze Gesicht. Was waren wir glücklich, gleich einmal ganz laut knallen zu können.

Draußen probierten wir zwei Knallkorken aus. Die krachten ganz gehörig. Eine Frau erschreckte sich dermaßen, dass sie uns im Wiederholungsfall auch ein paar Ohrfeigen androhte. Da es uns aber heute wirklich nicht nach Ohrfeigen zumute war, zogen wir ihr eine fürchterliche Grimasse und liefen ganz schnell weg, ab zur Boxbude.

Und da standen sie, richtige Boxer, mit dicken Muskeln und Boxhandschuhen an. Einer haute immer auf einen dicken Ledersack, doch es gelang ihm nicht, ihn entzwei zu schlagen, Nacheinander versuchten es noch drei weitere Boxer, aber auch die konnten den großen Sack nicht zerstören. Wir waren enttäuscht, bis uns ein Zuschauer erklärte, dass das nur ein Trainingssack wäre, an dem sich die Boxer ihre Muskeln stärkten.

Nun kam ein Mann in einem schwarzen Anzug hinter einem Vorhang hervor. Er hielt eine große Tröte vor seinem Mund und rief in das Publikum:

„Ladies and Gentlemen (das war englisch), meine Damen und Herren. Hier sehen sie die größten Boxer aller Zeiten. Treten Sie näher, treten Sie ran, bestaunen sie Boxer aus 4 Erdteilen" !

...und wie auf Kommando trat ein riesengroßer, pechschwarzer Neger, der bei allen Zuschauern ein erstaunendes Raunen auslöste, hinter dem Vorhang hervor.

Der Mann im schwarzen Anzug „laberte und laberte“, versprach jedem Mann zwanzig Mark, der gegen einen seiner Männer boxen und gewinnen würde. Er animierte die Zuschauer, in die Boxbude zu kommen. Sie würden etwas sehen, was sie noch nie gesehen und erlebt hätten.

Da für uns Kinder das Betreten der Boxbude verboten war, wir aber unbedingt da hinein wollten, hatte Rolf einen „genialen“ Vorschlag: „Wir klettern bei Zimpel (in der Bismarckstraße) über den Zaun, laufen da durch den Garten und kommen mit Sicherheit ungesehen an die Rückwand der Boxbude. Da kriechen wir durch.“

Genial! Alles klappte ganz hervorragend. Keiner sah uns, und keiner verstellte uns den Weg. Als sich das Zelt gefüllt hatte, hoben wir die Rückwand hoch, und schwupps, drin waren wir.

Es hatten sich fünf Personen gefunden, die sich zwanzig Mark verdienen wollten. Sie hatten schon ihr Hemd ausgezogen und Boxhandschuhe übergestreift. Nun saßen sie vorne in der ersten Reihe, sahen aber ziemlich blass und nervös aus.

„Mensch, da vorne bei denen sitzt ja auch Günter!" Hermann stieß mich an. Wir waren baff!

Günter war schon 17 und unser älterer Freund aus dem Nachbarhaus in der oberen Bahnhofstraße. Solange er bei uns war, hatte es beim monatlichen Kampf um die Herrschaft des alten Friedhofes weder die Döinghauser Straße noch eine andere Straße geschafft, uns zu besiegen und uns von dort zu vertreiben. Aber dass er so viel Mut hatte, das hätten wir ihm nicht zugebraut.

„Ist der aber mutig!" „Der holt sich bestimmt die 20 Mark!"

”

Auch wenn er stark ist! Niemals!"

„Keiner ist stärker als Günter!"

„Komm wir wetten, er schafft es nicht!"

„Um einen Knallkorken, dass er es schafft!"

Günter hatte noch nie verloren, ich setzte auf ihn. Da wir hinten standen, konnten wir leider von den Kämpfen nicht viel sehen.

Doch als Günter an der Reihe war, wagten wir uns ein bisschen weiter nach vorne. Wir waren ganz aufgeregt, drückten ihm ganz fest die Daumen.

Der Mann im schwarzen Anzug haute auf eine Glocke. Der Kampf begann. Es vergingen nur ein paar Sekunden, bis eine fürchterliche Rechte voll das Gesicht unseres Freundes traf. Sofort fing seine Nase an zu bluten. Günter antwortete mit heftigen Schwingern, doch nicht einer traf nur ansatzweise seinen Gegner. Der war einfach zu schnell. Mittlerweile zeigte das Gesicht von Günter schon Schwellungen, und das Unterhemd war mehr rot als weiß.

„Wir müssen ihm helfen!" „Was sollen wir denn machen?"

Volker wusste Rat: „Erst rufen wir zusammen ganz laut „Günter“, dann schießen wir alle auf einmal unsere Knallkorkenpistolen ab!"

Ja, das war doch eine Maßnahme! Gut, dass wir die Pistolen hatten!

Bevor der Boxer unseren Günter noch mehr verhauen konnte, schrien wir wie auf Kommando: „Günter!" Keine Reaktion, nur auf einmal brüllten die anderen Zuschauer auch: „Günter, Günter, Günter, hau drauf. Gib ihm Saures!"

Günter nahm noch einmal seinen ganzen Mut zusammen und traf auch ab und zu, aber das konnte seinen Gegner nicht aus der Fassung bringen. Wieder kam dessen Rechte durch und traf krachend das Kinn von Günter. Er ging in die Knie.

Das war zu viel für uns. Wir drängelten uns nach vorne bis zum Boxpodest. Der Ringrichter und der Mann im schwarzen Anzug hatten uns noch nicht gesehen.

Jetzt ging alles ganz schnell. Indem wir riefen:

„Günter, wir holen dich! Komm mit uns, wir hauen ab!“ schossen wir unsere Knallkorkenpistolen alle auf einmal ab. War das eine Wirkung!

Der andere Boxer drehte sich erschreckt und irritiert um. Diese Gelegenheit ließ Günter sich nicht entgehen, seine Linke traf mit solcher Wucht des Gegners Kopf, dass der in die Ringseile fiel.

Dann ging alles blitzschnell. Günter riss die Boxhandschuhe von den Händen, hangelte sich schnell durch die Ringseile hindurch, wir alle Mann zur Rückwand der Boxbude, unten durch, durch den Garten und über den Zaun von Zimpel, das ging rasend schnell.

Wir hörten nur noch die Leute johlen, den Mann im schwarzen Anzug hinter und her rufen, wie etwa die Polizei holen und uns verhauen, wenn er uns erwische. Aber das störte uns recht wenig. Wir waren draußen und hatten unseren Günter gerettet, was für Jungs aus der Bahnhofstraße wohl auch selbstverständlich war.

Günter war glücklich, dass ihm außer Nasenbluten und einem blauen Auge nichts passiert war. Nur sein Hemd, das hatte er zurück lassen müssen. Aber dafür musste er selbst eine Ausrede finden.

„Mensch Jungs, ich danke euch, ich hab gedacht, da komme ich nie mehr heil heraus“.

Zusammen gingen wir zu Jürgensmeyer, wo er uns allen einen Napablock spendierte. Damit zogen wir zum alten Friedhof, legten uns unter die große Esche und lutschten genüsslich den Napablock. Was waren wir stolz auf uns.

Seinen Knallkorken bekam Hermann drei Tage später von mir, als Clever wieder welche hatte. ... und am Dienstag, an dem die Kirmesleute für uns Kinder alle Fahrten ermäßigt hatten und die Karussells länger liefen, machten wir sicherheitshalber um die Boxbude einen solch großen Bogen, dass uns der Mann im schwarzen Anzug nicht erwischen konnte.

20 | Warmes Brot

Wissen sie eigentlich wie es ist, so richtig „Kohldampf“ zu schieben? Können sie es eigentlich so wirklich nach- und mitempfinden, wie es in Kindern aussieht, die jeden Tag an frisch gebackenen Broten vorbeikommen, deren unverwechselbaren Duft in sich aufnehmen, aber unter Androhung „schwerster Strafen“ nichts davon essen, ja selbst noch nicht einmal in die Nähe dieser Köstlichkeit kommen dürfen?

Wie dem auch sei, mit wachsendem Hunger steigerte sich auch immer mehr unser Verlangen, einmal so ein frisch gebackenes Brot zu verspeisen. Besonders stark war die Begierde, wenn der Duft frisch gebackenen Brotes unsere Wohngegend durchzog. Dann schweiften unsere Gedanken daran in utopische Sphären.

Was hatten wir schon alles für Pläne geschmiedet, um nur einmal an das frische Brot zu kommen! Doch alle Pläne scheiterten an dem alten Bäckermeister Jürgensmeyer, der diese nach dem Backen aber immer gut bewachte. Selbst wenn er schlief, hatte seine Tochter Maria, die im Laden das Brot und andere Leckereien wie Torten, Plätzchen und Sahnehörnchen verkaufte, immer ein Auge auf die Brote. Die Ironie des Schicksals wollte es zwar, dass Volker der Enkelsohn vom Bäckermeister Jürgensmeyer war und im gleichen Haus wohnte, aber uns diese Tatsache auch nicht näher an die Brote brachte.

Eines Tages aber meinte es das Schicksal gut mit uns. Wie gut, das muss ich Ihnen einmal genauer erzählen.

Es war einer der letzten Tage im September. Frühmorgens, wie an jedem Tag, ging Bäckermeister Jürgensmeyer in seine Backstube, um den Brotteig vorzubereiten. Dieser, mit diversen Zutaten versehen, wurde in einem Bottich zubereitet und musste erst einmal so richtig durchgeknetet werden.

Dafür hatte sich Jürgensmeyer aufs Gründlichste die Füße gewaschen, stieg dann mit den nackten Füßen in den Bottich und knetete (stampfte) den Teig zu einer backfertigen Masse. Aus dieser formte er die rohen Brote und schob sie dann in den Backofen.

Fertig gebacken kamen sie danach zur Abkühlung auf fünf Regale im Hof, die aber nur notdürftig mit einem doch arg durchlöcherterem Netz gegen Vögel und anderem Getier abgedeckt wurden.

Wie gesagt, dieser Tag war anders als sonst. Aus welchem Grunde auch immer, verschlief sich diesmal Bäckermeister Jürgensmeyer. So kam er um einige Stunden verspätet in seine Backstube. Deshalb war es schon später Nachmittag geworden, als - wie jeden Tag - der Duft der abkühlenden Brote mit Verspätung in die Bahnhofstraße zog.

Wir spielten gerade zu dieser Zeit auf der Kreuzung Bahnhofstraße / Bismarckstraße Fußball und wollten schon nach Hause gehen, als Rolf sagte:

„Riecht ihr es auch? Ich glaube Opa Jürgensmeyer hat erst jetzt seine Brote zum Abkühlen nach draußen gelegt. Puh, habe ich einen Hunger darauf! Lasst uns 'mal sehen, ob wir nicht dieses Mal ein Brot ergattern können. Die Gelegenheit ist günstig, denn in einer halben Stunde ist es dunkel!“

Plötzlich knurrte uns allen mehr und mehr der Magen. Der Wunsch nach dem frischem Brot wurde übermächtig. Aber wie kamen wir ungesehen an das Brot? ... und wenn uns dabei einer erwischen würde!

An Ideen nicht arm, schlug Rolf vor: „Wir schleichen uns durch Scheiings Garten (der grenzte an den Hof, auf dem die Backstube von Jürgensmeyer stand), dann klettert einer über die Mauer und holt uns zwei Brote. Da es dunkel ist kann ihn auch keiner dabei erwischen, geschweige denn erkennen!“

Das war wirklich eine geniale Idee! Doch wer sollte die Brote stibitzen? Wir lösten dieses Problem nach gewohnter Art: „Schnick schnack schnuck“ - Bernd musste über die Mauer!

Doch das war leichter gesagt als getan, denn schon zu Anfang kam das erste große Hindernis. Da das Tor in Scheiings Gasse verschlossen war, mussten wir darunter her kriechen. Darüber ging nicht, denn das Tor hatte Eisenspitzen!

Eine dahinter liegende größere Pfütze war das zweite Hindernis. Jürgen platsche (natürlich) voll dahinein, doch egal, wir wollten an das Brot und waren gewillt, uns durch nichts aufhalten zu lassen.

Als wir dann Scheiings Hofraum erreichten, stockte uns beim Anblick des vor uns liegenden Gartenparks, den wir bis zu diesem Zeitpunkt noch nie betreten hatten, der Atem. Im Halbdunkel des untergehenden Tages erschien er uns wie ein Zaubewald, mystisch, unheimlich, geheimnisvoll und sehr gefährlich.

Doch das Brot lockte! Mit klopfendem Herzen schlichen wir leise wie dunkle Schatten auf ein in der Ferne glimmendes, schwaches Licht zu: Jürgensmeyers Backstube.

Nach einiger Zeit standen wir an der alten Mauer, die Jürgensmeyers und Scheiings Grundstück und auch uns von den frischen Broten trennte. Wie das duftete! Es roch immer verlockender! Unser Verlangen nach frischem Brot ließ uns mehr und mehr das Wasser im Munde zusammenlaufen.

Nun kam die große Stunde von Bernd. Die Mauer überwinden war ein „Klacks“ und geduckt zu den Broten zu gelangen eine Kleinigkeit. Wir bewunderten seinen Mut. Schnell hatte Bernd zwei Brote unter dem Netz hervorgezogen. Dann lief so schnell er konnte zurück, warf die Brote über die Mauer und „rettete“ sich mit einem wahrlich meisterlichen Klimmzug zu uns zurück.

Da lagen sie nun vor uns: Zwei frische Brote. Am liebsten hätten wir uns direkt darauf gestürzt. Doch keiner wagte sie nun anzuknabbern, zu groß war plötzlich die Angst vor dem Verbotenen.

Als Hermann dann vor lauter Angst meinte: „Hätten wir es doch besser nicht getan, wenn das rauskommt!“ beschlich uns allen noch mehr Unbehagen. Doch wieder war es Udo, der mit einem tollen Plan die Situation rettete:

„Wir machen es wie Max und Moritz! Die hatten auch einmal einem Bäcker das Brot von innen auspuhlten und das Innere aufgegessen. Dann haben sie die hohlen Brote wieder hingestellt ... oder so ähnlich. Dann merkt bestimmt keiner was!“

Gesagt, getan! Wir ließen uns das Brotinnere schmecken und genüsslich über die Zunge gleiten. Wir schmatzten um die Wette und hatten das Gefühl, nie im Leben etwas Leckereres gegessen zu haben.

„Schnick schnack schnuck!“ auf mich fiel die Wahl. Ich musste die (fast) ausgehöhlten Brote wieder zurückbringen. Bloß jetzt nicht zeigen, dass mir diese Wahl erhebliches Unbehagen bereitete. Wagemutig sprang ich über die Mauer, rannte zu den Brotregalen und gerade, als ich die Brote wieder auf ihren Platz gelegt hatte, erscholl Maria Jürgensmeyers Stimme:

„Vater, sind die Brote schon fertig? Die Leute warten schon!“

Ich konnte mich gerade noch hinter der Backstubenecke verstecken, als Bäckermeister Jürgensmeyer aus seiner Backstube kam, um seiner Tochter einige Brote zu bringen. Was glaubt ihr wohl, welches Brot er zuerst nahm? Natürlich ein ausgehöhltes!“

Ungläubig schaute er sich nach allen Seiten um. Mich sah er „Gott sei Dank“ nicht, aber zwei dicke Krähen, die auf dem Zaun zu Nachbars Garten saßen und sich ihr Gefieder putzten.

„Ihr verfressenen Viecher, meine guten Brote!“ Eine wahre Schimpfkanonade ergoss sich über die „unschuldigen“ Vögel. Zu Maria gewandt meinte er nur, dass er morgen als erstes einen sicheren Vogelschutz bauen würde. Dann gingen beide lamentierend und weiter auf die Vögel schimpfend ins Haus. Das war die Gelegenheit, unerkant meinen Rückzug anzutreten. „Glück gehabt!“ dachte ich erleichtert.

Ich weiß es bis heute noch nicht, ob es am warmen Brot gelegen hat, doch Rolf bekam in der Nacht ganz schreckliche Bauchschmerzen, Jürgen heftigen Durchfall und Udo musste sich drei Mal übergeben.

Ich hatte diese Symptome nur ein wenig: das bißchen Bauch-

und das „Schlechtsein“ hielten sich in Grenzen. Nur gegen alle Gewohnheiten hatte ich Abends keinen Hunger mehr.

„Dagegen hilft nur Lebertran!“ meinte Mutter und gab mir zur Nacht eine doppelte Ration - und das noch von dem durchsichtigen! Da ist es mir erst richtig schlecht geworden!

Es war das letzte Mal, dass die Brote so offen zum Auskühlen im Hofraum lagen. Zwei Tage später hatte Jürgensmeyers Sohn Engelbert einen mit Maschendraht versehenen Brotregalverschlag gebaut, der die Brote für Vögel (und natürlich auch für uns) unerreichbar machte!

Wenn Jürgensmeyer von unserem Tun gewusst hätte! Oh je, oh je! Wieder einmal Glück gehabt!

Er hat es zwar nie erfahren, doch zwei Wochen lang holten wir uns bei Maria kein Sahnehörnchen mehr... man konnte ja nicht wissen!

Ich stehe auf dem Dach unseres Hauses. Um mich herum ist ein trister und ungemütlicher Morgen angebrochen. Heute soll es also sein. Unsere St. Marien Kirche wird gesprengt. Glauben kann ich es immer noch nicht, denn zu viele Erinnerungen hängen an ihr. Nicht, dass ich besonders fromm gewesen wäre, nein, aber diese Kirche war für all meine Klassenkameraden und für mich mehr als eine Kirche gewesen. Sie war der Platz, an dem wir Kinder unsere Träume austräumen durften, wo es kaum Verbote der Erwachsenen gab, höchstens die des lieben Gottes. Hier war unser zweites zu Hause, hier fühlten wir uns geborgen.

Ach, was war es herrlich gewesen, über die steile Stiege in das Gewölbe zu gelangen! Wie war es für uns Kinder abenteuerlich, alten Statuen mit banger Ehrfurcht ins Auge zu blicken! War das aufregend, mit den schon etwas Älteren in der oberen Sakristei, dort wo auch der Küster nur selten hinkam, heimlich in einer selbstgebauten Bude die ersten Züge an einer fast aufgerauchten Zigarette zu erhaschen. Die Großen erlaubten uns das aber nur, weil wir ihnen die Packung IPLIC Zigaretten holten!

Nie wieder würde der Tag kommen, wo die große Tür zum Bunker der alten Kirche offen stand, den wir durchstöberten und alten Messwein fanden. Wie stark war unser Herzklopfen, als wir auch einen Schluck mitbekamen, um die Großen nicht zu verpetzen. Wie war ich enttäuscht über den Geschmack, hatte ich doch wohl eher an etwas Süßes gedacht, als an einen so bitteren und sauren Geschmack.

Die Großen erklärten uns, dass unser Herrgott am Kreuze ein bitteres Getränk bekommen hätte, ehe er starb. Für unseren Pastor wäre es jeden Tag ein ganz großes Opfer, diesen Messwein zu trinken. Wir glaubten ihnen.

Meine Gedanken gingen hin zu meiner Messdienerzeit. Zuerst durften wir Kleinen nur die Andacht dienen, aber dafür durften wir läuten.

Das war immer eine Besonderheit: Über eine kleine Wendeltreppe von der unteren zur oberen Sakristei hing in einiger Höhe ein dünnes Seil, welches mit einer kleinen Glocke im Zwiebeltürmchen verbunden war. Das Läuten gab uns ein „erhabenes“ Gefühl, da wir der Meinung waren, dass alle Menschen nur auf ihren Schlag warteten, um nun in die Kirche kommen zu dürfen. -

Und dann war da noch das alte Weihrauchfässchen und das alte Weihrauchschiffchen. Mittlerweile waren wir schon etwas älter geworden und durften bei Andachten Weihräuchern. Unser Pastor tat immer besonders viel auf die im Weihrauchfass glühende Holzkohle. Es war einfach super, erlaubterweise soviel Qualm machen zu dürfen. Als dann noch mein Schulfreund Heinz Georg die große Entdeckung machte, weiße Weihrauchkörner schmeckten wie Kaugummi, ließen wir für die nächste Zeit keinen anderen mehr das Weihrauchfass schwenken.

Ja, es war eine schöne und unbeschwerte Zeit in und um unsere alte Kirche. Die Jahre gingen dahin, und wir wuchsen heran. Bald gehörten wir zu den Großen und auch da riss der Kontakt zu unserer Kirche nicht ab.

So war es wohl auch nicht verwunderlich, dass ich vor dieser Kirche meine zukünftige Frau kennen lernte. So oft wie damals bin ich seit dem nie wieder zur Kirche gegangen. Es gab keine Messe, keine Maiandacht oder eine andere Veranstaltung in der Kirche, bei der man, ohne dass die Eltern es merkten, mit seiner Freundin „erlaubter Weise“ zusammen sein konnte.

Natürlich gingen wir regelmäßig auf die nur von einer sehr dürtig scheinenden Lampe erhellten Orgelbühne. Dort blieben wir ziemlich weit hinten, gerade so weit, um zu hören, was der Pastor predigte. Da dieser Platz aber so gut wie nie von den anderen Orgelbühnenbesuchern eingenommen wurde, konnten wir immer ein bisschen allein zu sein. Doch wir mussten immer damit rechnen, dass jemand zur Orgelbühnentür hereinkam.

Einmal hat uns der Organist beim Händchenhalten erwischt. Aber zu seiner Ehre muss ich sagen, dass er uns nicht verraten hat!“

Die Zeit ging ins Land. Wir heirateten und bekamen unseren ersten Sohn, der erst vor sechs Monaten hier getauft wurde....

Ein lauter Signalhornton riss mich aus meinen Erinnerungen. Es knallte: einmal, zweimal und zum dritten Mal ganz kurz hintereinander! Eine schmutzige weiße Rauchwolke stieg hoch und umhüllte den Turm. Sein Fallen erschien mir wie eine Ewigkeit.

Als könne alles nicht war sein: Erst langsam, ja zögerlich, neigte er sich nach hinten, um dann immer schneller fallend in den aufwallenden Staubwolken des Kirchenschiffs zu versinken.

Große Traurigkeit umfasste mich. Ein Teil meiner Kinder- und Jugendzeit war mit der Sprengung der Kirche für immer ausgelöscht.

Heute war der 3. Oktober 1968. Ich stieg vom Dach herunter und ging zu meiner Frau, die in unserer Wohnung schon auf mich wartete.

„Herzlichen Glückwunsch“ sagte ich zu ihr, nahm sie in den Arm und gab ihr einen dicken Geburtstagskuss!

Erläuterungen

Abklabastern	etwas der Reihe nach absuchen
Aechte de Muer	Stadtteil
bedröppelt	traurig
Blagentied	Kindheit
Bleiche	Wiese, zum Wäsche „bleichen“
Budde	Spedition in der Hauptstraße
dröge	trocken
Flitzebogen	Bogen zum Pfeilschießen
Fitzebohnen	Bohnen an langen Stangen
Gedöhne	Krach
Himmelstreppe	Treppe hinauf zur heutigen Realschule
Iplic	Zigaretten
Kappesköpfe	Kohlkopf
Kapriolen	Freudensprünge
Kragenknopf	hält Hemd und losen Kragen zusammen
kribbelig	nervös
Kürtelbecke	Die Schwelme voller Fäkalien
Leibchen	an ihm war zwei Strumpfbänder
Löwen	Hausdurchgang oder Durchfahrt
Luftmiene	schwere Bombe
Manschettenknopf	schloss die Hemdärmel
Müchlers Bau	durch Bomben zerstörtes Haus
muckelig	anheimelnd
Ofenpiepe	Ofenrohr
Ondulieren	in Haare Locken „brennen“
Peine	Spedition in der Bahnhofstraße
Perdeköttel	Pferdekot und gleichzeitig Dünger
Plumpsack	Grober Mensch - Fang und Laufspiel
Rheinische Bahn	Bahnstrecke
Schukoauto	Modelauto der 50er Jahre
Tretroller	Roller mit Tretwippe zur Fortbewegung
Windei	Ei ohne Schale

Gegen das Vergessen

Ergänzend zum Buch
Ut dä Blagentied
ist empfehlenswert:

Die Wilhelm-Erfurt-Stiftung für Natur und Kultur schreibt:

Dieses unbedingt empfehlenswerte Buch ist als Beitrag zur Aufarbeitung der Stadtgeschichte von großer Bedeutung. Die Wilhelm-Erfurt-Stiftung für Natur und Kultur dankt Heimatforscher Klaus-Peter Schmitz für sein Buch „Die Zeit des Nationalsozialismus in Schwelm“. Es sei wichtig, couragiert und wegweisend.

Ausgezeichnet von der Wilhelm-Erfurt-Stiftung für Natur und Heimat

Klaus Peter Schmitz
**DIE ZEIT DES
NATIONALSOZIALISMUS
IN SCHWELM**

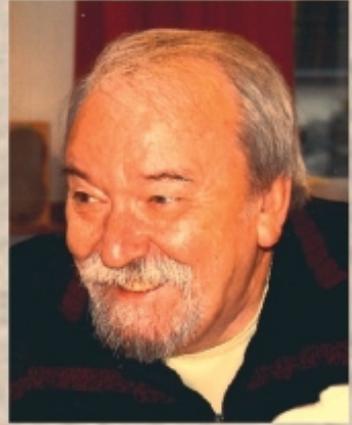


Von einer unbedeutenden Bewegung zur einzig bestimmenden Macht, von Gleichschaltung, Verfolgung und Untergang

Die Zeit des Nationalsozialismus in Schwelm

Von einer unbedeutenden Bewegung zur einzig bestimmenden Macht, von Gleichschaltung, Verfolgung und Untergang

Dieses Buch können Sie in den Schwelmer Buchhandlungen Köndgen und Kamp, sowie beim Autor für 59 € beziehen



Autor
Klaus Peter Schmitz

Auch in den fünfziger Jahren waren die Zeugen des zweiten Weltkrieges noch nicht verloschen und überall gegenwärtig.

Ausgebrannt und zerstört durch die vielen Bombardements der Alliierten, zierten in diesen Jahren noch viele Ruinen und Trümmerlandschaften das Schwelmer Stadtbild.

Während die Erwachsenen damit beschäftigt waren, wieder ein einigermaßen normales Leben zu führen, ihrer Arbeit nachzugehen und ihre Stadt neu zu gestalten, durchstreiften wir Kinder Schwelm und Umgebung, immer auf der Suche nach etwas Brauchbaren.

„Ut dä Blagentied“ erzählt in kleine Geschichten zum Schmunzeln die Erlebnisse des am Ende des Krieges geborenen Autors und lässt uns an den Abenteuern und Erlebnisse damaliger „Schwelmer Blagen“ teilhaben.